

Wohnungsnot

Die Stadt stellt alte Menschen auf die Strasse. Ein Besuch an der Mülhauserstrasse.

Seite
6

KEIN PLATZ FÜR RENTNER

ANZEIGE

DER FIGURATIVE POLLOCK

2. Oktober 2016 — 22. Januar 2017
Neubau: St. Alban-Graben 20

kunstmuseum basel

CREDIT SUISSE

Schluss mit Hunger dank Biolandbau.



Spenden Sie jetzt 10 Franken:
SMS «give food» an 488
Mehr Infos: [swissaid.ch/bio](https://www.swissaid.ch/bio)

SWISSAID 
Ihr mutiges Hilfswerk.

INHALT

3

BuchBasel

FOTO: IMAGO



«Keiner hat ein Monopol auf Heimat»: Das Lieblingswort der Populisten findet an die BuchBasel. Irena Brežná und Noëmi Lerch zerpfücken den diffusen Begriff.

Seite
26

Rock-Dokumentation

FOTO: MATTHIAS WILLI



Was treibt Tony von den Lombego Surfers an? Ein Film gibt Antworten.

Seite
32

Joggelihalle

FOTO: ALEXANDER PREOBRAJENSKI



«Patriarch zu St. Jakob»: Thomas Kastl steht massiv in der Kritik.

Seite
12

Marc Rosenkranz
Bestattungen
Kulturflash
Kultwerk
Zeitmaschine
Wochenendlich
Kreuzworträtsel
Impressum

S. 4
S. 14
S. 33
S. 35
S. 36
S. 37
S. 38
S. 38

Unistandort Basel

Der Uni Basel fehlen heutzutage die Lichtgestalten, jammert die BaZ. Doch diese Debatte lenkt nur von den wirklichen Problemen ab, findet Georg Kreis.

Seite
18



Christian Degen
Chefredaktor

Kein Platz für Rentner – das geht gar nicht!

Die Geschichte ist schnell erzählt: Eine Liegenschaft wird von langjährigen Mietern bewohnt. Die Mieten sind günstig, saniert wurde stets nur das Nötigste. Die Rendite genügt den Ansprüchen der Eigentümer. Dann kommt einer auf die Idee, dass hier noch mehr Gewinn drinläge. Denn Wohnraum ist knapp, es gibt genug solvente Mieter und die Zinsen für Kapital sind tief.

Die Besitzer wollen nun ihre Liegenschaft komplett sanieren und «modernen Ansprüchen anpassen». Blöd nur, dass in diesen Häusern Menschen wohnen, und blöd auch, dass die Menschen umso älter sind, je länger und treuer sie bereits Miete für diese Wohnungen bezahlt haben. Blöd ist das deshalb, weil eine Total-sanierung eines leer stehenden Gebäudes einfacher ist. Was macht also die Liegenschaftsverwaltung: Sie kündigt allen langjährigen Mietern. Den älteren Menschen bleibt vielfach nur noch der Wechsel ins Altersheim.

An der Mülhauserstrasse wehren sie sich. Sie wehren sich dagegen, nach über 40 Jahren aus ihren Wohnungen geworfen zu werden. Das ist richtig so. Denn das oben skizzierte Vorgehen beschreibt keinen Einzelfall, sondern nimmt stets zu. Und das geht gar nicht!

Denn Menschen schlagen Wurzeln, wenn sie lange am selben Ort leben. Sie vernetzen sich und bilden Symbiosen. Werden sie herausgerissen, verkümmern viele oder benötigen Hilfe, oft auf Kosten der Allgemeinheit. Sie sollten ihr Heim nur im Notfall wechseln müssen und nicht, weil Eigentümer mehr Rendite erwirtschaften können. Hier muss gesellschaftliche Verantwortung vor Eigennutz gestellt werden. Besonders störend am aktuellen Fall: Bei der Verwaltung handelt es sich um Immobilien Basel-Stadt und bei der Eigentümerin um die Pensionskasse des Kantons.

tageswoche.ch/+mw6sm

×

Marc Rosenkranz

von Elin Fredriksson

Marc Rosenkranz war einst Profiktänzer. Heute steht er lieber in der Küche oder hinter dem Bar-Tresen.

Um ein Café nach sich selbst zu benennen, braucht es zweierlei: einen schönen Namen und ein grosses Ego. Marc Rosenkranz hat beides. 2014 gründete er die Café Bar Rosenkranz am St.-Johanns-Ring. Nun hat sich der ehemalige Tänzer auch am Blumenrain eingemietet – am 22. Oktober feierte das Café Onyx Eröffnung. Das Künstlerleben ist passé, stattdessen dienen ihm die beiden Cafés als Bühne – das ist ganz in seinem Sinne: «Ich bin halt eine Rampensau», sagt der 47-Jährige.

Die Gastronomie sei ihm «sozusagen in die Wiege gelegt» worden. Rosenkranz kam in Berlin als Sohn einer Beizerin zur Welt. Aber eben: Der junge Rosenkranz wollte lieber tanzen. In Lübeck begann er eine Ballettausbildung und führte diese bei John Neumeier in Hamburg fort. 1990 erhielt ein Tänzer-Kollege des Hamburger Balletts die Direktion am Theater Bern und zog ihn mit sich in die Schweiz.

Kaffeesatz mit Zukunft

Doch mit 30 Jahren hatte Rosenkranz genug: «Ich war auf dem Höhepunkt meiner Laufbahn – und ausgebrannt.» Er begann zu jobben, lieferte Pakete aus. Dumper Alltagstrott statt filigrane Tanzfiguren: «Interessant war der Job nicht», sagt er.

Bald begann sein Gastroherz zu pochen, bei einem Espresso im Stammcafé, dem «Paganini» an der Birmanngasse. Er lernte den Besitzer kennen und begann kurz darauf, dort zu arbeiten. «Das war genial, denn ich hatte wieder eine Bühne.» Die Rampensau war zurück.

Es folgten Jahre in unterschiedlichen Gastrobetrieben, unter anderem in der «Mitte». Doch Rosenkranz träumte von der Selbstständigkeit, wollte seine eigenen Ideen verwirklichen. Die Chance kam, als eine ging: die Besitzerin des Café Feli am St.-Johanns-Ring wurde pensioniert.

Sein Budget war klein und er hatte nicht viel Erfahrung im Betreiben eines Cafés – eine riskante Ausgangslage. Doch für Rosenkranz gehört das Risiko zum Prozess: «Natürlich ist die Angst immer da», gesteht er. «Aber genau das macht ja auch Spass.»

Sein Mut zahlte sich aus. Rosenkranz wurde zum Besitzer der neu benannten Café Bar Rosenkranz. Cafés liegen in dieser Stadt im Trend – und mit der Café Bar

Weiterlesen, S. 6



«Wir stören und müssen raus»,
tageswoche.ch/
+8c4tc



Marc Rosenkranz hat im St. Johann ein Café, das seinen Namen trägt, und einen Hang zum Risiko.

FOTO: ELENI KOUGIONIS

Rosenkranz steckt der ehemalige Tänzer mittendrin.

Davon will er allerdings nichts wissen: «Ich bewege mich in einem kleinen Kreis – das bekomme ich nicht mit», sagt er schulterzuckend. Viel wichtiger: Das Café ist eine Herzensangelegenheit. «Ich hatte schon immer eine Affinität zu Kaffee – und es gefällt mir, unter Leuten zu sein.»

Im Trend liegt auch sein Angebot: nachhaltig, biologisch, lokal. Für Rosenkranz, der in seinem Café selber in der Küche steht, nicht der Rede wert: «Ich finde, das gehört für einen Gastrobetrieb dazu.»

Dieses Etikett soll auch für sein neues Lokal am Blumenrain 32 gelten: das «Onyx». Die Inhaber der Räumlichkeiten sind regelmässige Gäste in der Café Bar

Rosenkranz. Rosenkranz' Know-how hat sie überzeugt – und seine, wenn auch kurze, Erfahrung macht sich bemerkbar: «Im Vergleich zur Café Bar Rosenkranz ging hier alles so schnell und einfach», sagt der neue Hauptmieter des «Onyx» lachend.

Noch viel vor

Unter dem Namen «Brandy's» hatte das Lokal in den wilden Siebzigerjahren einen verruchten Ruf. Heute stehen neben der Kulinarik auch die Haare im Zentrum – das «Onyx» ist nämlich eine «Coiffeteria». Die Inhaber betreiben im hinteren Raum – direkt am Rhein gelegen, mit exklusiver Aussicht – einen Coiffeur-Salon.

Neben der Koch- und Haarkunst soll bald auch die Bühnenkunst im «Onyx» Einzug halten. Den Coiffeur-Salon will

Rosenkranz als Kulturraum verwenden – die exklusive Aussicht wäre eine ideale Kulisse: «Ich kann mir vorstellen, dort Jungkünstlern eine Plattform zu bieten», sagt er begeistert. Während tagsüber Haare geschnipselt werden, könnte man abends in den Genuss künstlerischer Darbietungen kommen.

Seine Zukunft sieht Rosenkranz längerfristig im Gastrobereich: «Ich habe viele Pläne. Aber die verrate ich nicht, sonst klaute die mir noch einer!»

Rampensau bleibt eben Rampensau. Aber nicht ganz – seine persönliche Auftrittsplattform bleibt zwischen Café-Hockern und Bartresen: «Selbst will ich nicht mehr auf die Bühne stehen, sondern als Manager im Hintergrund bleiben.»

tageswoche.ch/+ay7ry

×

Wohnungsnot

Die Mieter an der Mülhauserstrasse 26 werden aus ihren Wohnungen geworfen. Betroffen sind viele ältere Menschen, die seit fast 50 Jahren im Haus wohnen.

«WIR STÖREN UND MÜSSEN RAUS»

Wo sollen wir hin? Urs Wiget, Eliette Pillonel und Margrit Benninger blicken in eine ungewisse Zukunft.

FOTOS: NILS FISCH



von Renato Beck

Der Aufstand an der Mülhauserstrasse 26 ist in vollem Gang. In verschiedenen Schriften gestaltet und mehrfarbig prangt er an der Eingangstür zum Block. «Herr René Wolf, Immobilien Basel, Sie sind unerwünscht in diesem Haus. Verarschen können wir uns selber. Die Hausbewohner», steht auf dem Blatt Papier.

Verfasst und angebracht hat ihn der 73-jährige Urs Wiget, einer der Rädelsführer der bedrohten Hausgemeinschaft. Herr Wolf, das ist der Vermittler, den die Verwalterin der Liegenschaft Immobilien Basel-Stadt (IBS) eingesetzt hat, ein pensionierter ehemaliger Mitarbeiter des städtischen Immobilienriesens. Die Botschaft ist eine eigentliche Kriegserklärung. An Herrn Wolf, an Immobilien Basel-Stadt, aber mehr noch an das Prinzip der Renditenmaximierung auf dem Basler Wohnungsmarkt, das sich um persönliche Schicksale nicht schert.

Aber den Krieg erklärt, sagt Wiget, der jahrzehntelang «auf Lift» gearbeitet hat, als Servicetechniker für Aufzüge, «haben

nicht wir, das hat Immobilien Basel-Stadt getan». Sämtlichen 22 Mietparteien im Haus hat Immobilien Basel-Stadt, das zu Eva Herzogs Finanzdepartement gehört, Mitte März die Kündigung auf September 2017 ausgestellt. Betroffen sind Familien, vor allem aber ältere Menschen, die teilweise seit dem Bau des Hauses 1968 dort wohnen.

«Alle haben uns gefragt, ob wir verrückt seien, dorthin zu ziehen.»

Margrit Benninger, Mieterin

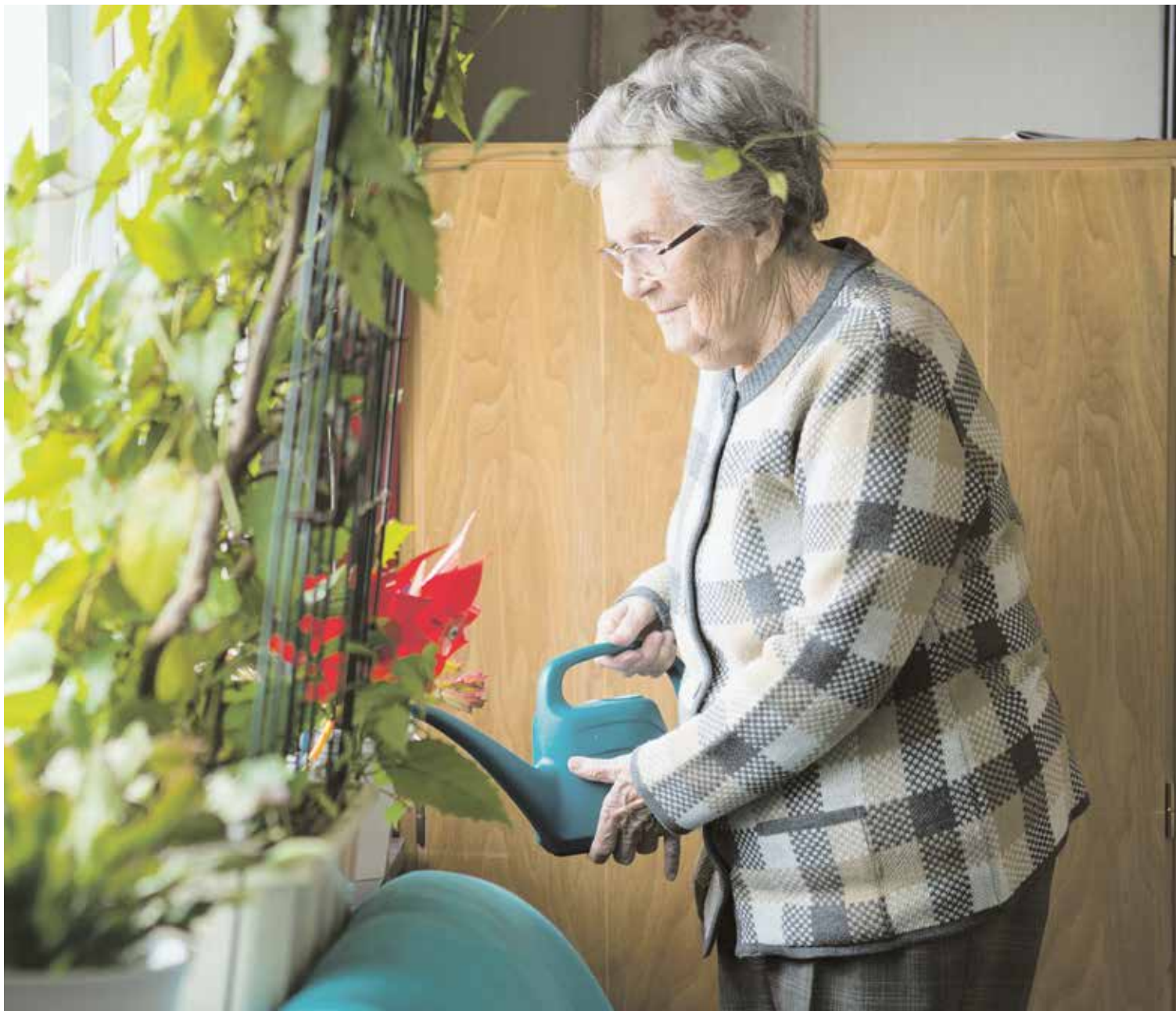
Von der Kündigung erfuhren sie an einer Informationsveranstaltung im Kaffeehaus Mitte durch Vertreter von Immobilien Basel-Stadt. «Wir haben gedacht, sie würden dort bekannt geben, was alles saniert wird. Es wurde ja nie etwas investiert ins Haus», erzählt Margrit Benninger, 91 Jahre alt, pensionierte Sekretärin, Mutter zweier Töchter, Frau des früheren Leiters des Robi-Spielplatzes auf dem Voltpplatz.

Eine Sanierung wurde tatsächlich angekündigt, zugleich aber eben auch der Befehl auszuziehen. «Patsch hat es gemacht», erzählt Benninger und stellt nach, wie sie an der Veranstaltung zusammengesackt war.

Heiraten für eine Wohnung

Die Zukunft an der Mülhauserstrasse 26 plant Immobilien Basel-Stadt mit zahlungskräftigeren Mietern. Warum, wird schnell klar, betritt man die Wohnung Benningers im siebten Stock: freie Sicht auf das Rheinknie, die Mittlere Brücke, das Münster. Knapp 1000 Franken Miete bezahlt die 91-Jährige für ihre 3,5-Zimmer-Wohnung. Nach der Sanierung und dem Umbau – man will Wände einreissen, die Toilette versetzen – dürfte die Wohnung deutlich mehr kosten. «Ja, es ist günstig», sagt Benninger, es sei aber auch kaum etwas gemacht worden seit ihrem Einzug 1968. 2004 wurden die Fenster ausgetauscht, 2009 ein neuer Lift eingebaut. Als sie einzog, war gegenüber noch die Abteilung Hautverwertung des Schlachthofes angesiedelt. «Das war kein schönes Quartier damals», sagt Benninger, «alle

«Was will ich im Heim?» Margrit Benninger ist 91, ihren Haushalt bewältigt sie aber aus eigener Kraft.



haben uns gefragt, ob wir verrückt seien, dorthin zu ziehen.»

Die Liegenschaft, die im Besitz der Pensionskasse Basel Stadt ist, war ursprünglich nur Staatsangestellten und deren Familien vorbehalten. Wer einzog, musste verheiratet sein und mindestens zwei Kinder haben. Urs Wiget heiratete eigens, um eine Wohnung zu erhalten.

Der Schlachthof ist längst weg, die Chemische stinkt nicht mehr und das St. Johann ist eines der angesagtesten Quartiere der Stadt. Deshalb drängt IBS auf die Sanierung und den Mietaustausch: Es winken satte Gewinne.

In einer bereits leeren Wohnung im Erdgeschoss hat sich schon der Architekt des Umbaus, ein gewisser Herr Lupo eingerichtet. Dazu schaue regelmässig Herr Wolf von IBS im Haus vorbei. «Jedesmal, wenn er mich sieht, will er wissen, ob ich schon eine neue Wohnung gefunden habe», sagt Benninger zornig. Wolf und Lupo – «das passt», sagt Wiget und lacht los, während die 91-jährige Benninger ihre Hände zu einem grossen Maul formt und damit auf- und zuschnappt.

Bereits wurden erste Sondierungsbohrungen durchgeführt, Landschaftsgärtner kamen, um den Hinterhof zu vermessen. «Die Botschaft an uns ist klar», sagt Urs Wiget, «wir stören und müssen raus.» Aber noch kämpfen sie dagegen an.

Bald nach der Kündigung meldeten sich Bewohner der benachbarten Wasserstrasse und versprochen Unterstützung. Ein ähnlicher Streit an der Wasserstrasse war dadurch beigelegt worden, dass die Genossenschaft Gnister das Haus dem Kanton abkaufte. Jetzt wird eine Petition aufgesetzt, werden Transparente geschrieben. Am 12. November will man Kaffee und Kuchen auf der Strasse vor dem Haus servieren und die Quartierbewohner ansprechen.

Jahrelang haben die Bewohner an der Mülhauserstrasse 26 in die Pensionskasse eingezahlt. Nun werden sie von «ihrer» Kasse auf die Strasse gestellt.

Zudem laufen unter Anleitung des Mieterverbands zivilrechtliche Klagen gegen die Kündigung und ein Einigungsverfahren vor der Schlichtungsstelle für Mietstreitigkeiten. Diese will Ende Mai 2017 bekannt geben, ob es zumindest eine Fristerstreckung gibt. Der Termin ist so spät, dass sich die meisten Bewohner bereits eine neue Bleibe gesucht haben dürften. Auch das ärgert die Bewohner.

«Die Kündigung hat einen Keil zwischen uns getrieben», erzählt Wiget. Man

stritt über das weitere Vorgehen. Neun Bewohner glaubten nicht an einen Erfolg und zogen aus. Dabei habe man einen grossen Zusammenhalt gelebt. Seit 20 Jahren gibt es Hausfeste; wenn ein Mieter Probleme hat, findet er beim Nachbarn Hilfe.

«Ich habe Angst, alleine zu sein»

Für die 79-jährige Eliette Pillonel, auch sie wohnt seit 48 Jahren im Haus, ist das der Grund, weshalb sie auf keinen Fall ausziehen will. Eigentlich, erzählt sie, habe sie sich bereits mit ihrem Mann, einem pensionierten Polizisten, für eine Alterswohnung entschieden. Doch der Mann erkrankte schwer und starb vor ein paar Wochen. «Ich habe Angst, alleine zu sein», sagt Pillonel, die bei der Hausgemeinschaft Halt fand.

Auch Margrit Benninger will nicht raus. Man habe ihr geraten, sich doch gleich vis-à-vis um ein Zimmer zu bewerben im Alters- und Pflegeheim Johanniter. «Aber

was will ich dort? Ich brauche keine Pflege und im Kopf stimmt es auch noch», sagt die 91-Jährige und spannt ihre Arme an, um ihre Rüstigkeit zu demonstrieren. Weitergehende Unterstützung bei der Wohnungssuche durch Immobilien Basel-Stadt habe sie keine erhalten.

Mittlerweile hat sie damit begonnen, ihre Sachen für den Umzug zusammenzustellen, 48 Jahre in Kisten zu packen. Auch Urs Wiget schaut sich nach einer Wohnung um, vielleicht in Deutschland. «Ich hab keine Lust, hier noch meine Steuern zu bezahlen», sagt er, vom Vorgehen gekränkt.

Jahrelang haben die Bewohner an der Mülhauserstrasse 26, Lehrer, Abwarte, Sachbearbeiter, Polizisten, in die Pensionskasse Basel-Stadt eingezahlt. Unter dessen beziehen sie ihre Rente von derselben Pensionskasse – und werden von dieser nun auf die Strasse gestellt.

tageswoche.ch/+8c4tc

x

Wohnungsnot

Immobilien Basel-Stadt rechtfertigt sich und sagt, wieso die Kündigungen an der Mülhauserstrasse unvermeidlich sind.

«Moderne Ansprüche»

von Yen Duong

Eine Totalsanierung ist an der Mülhauserstrasse unvermeidlich. Auf diesen Standpunkt stellt sich Immobilien Basel-Stadt (IBS). IBS-Sprecherin Barbara Neidhart erklärt, dass «diverse Bauteile des Gebäudes ihr Alter erreicht» hätten, sodass eine Totalsanierung unumgänglich sei. Eine Sanierung der Liegenschaft im bewohnten Zustand sei «leider» nicht möglich, da baulich «sehr tief» in die Liegenschaft aus den 1960er-Jahren eingegriffen werden müsse. Zudem müssten auch die Grundrisse und Grössen der Wohnungen «modernen Ansprüchen» angepasst werden.

Weiter erklärt Neidhart: «Es ist die Aufgabe der PKBS (Pensionskasse Basel-Stadt), die Gelder der Angestellten des Kantons Basel-Stadt, der angeschlossenen Institutionen und weiterer Arbeitgeber treuhänderisch zu verwalten. Die PKBS ist sich dieser Verantwortung sehr bewusst und trägt entsprechend Sorge zu den Liegenschaften, die gewissermassen im Eigentum der heutigen Versicherten sind. Das bedeutet auch, dass die Liegenschaften periodisch umfassend saniert werden müssen.»

Für die betroffenen Mieter hat die IBS im Auftrag der PKBS Unterstützung organisiert. So sei die Kündigungsfrist auf 18

Monate verlängert worden – und wenn die Mieter vorzeitig eine andere Wohnung finden würden, könnten sie kurzfristig auf jedes Monatsende kündigen. Zudem würden die Mieter bei der Wohnungssuche unterstützt. «Seit Aussprechen der 22 Kündigungen im März 2016 hat heute fast die Hälfte der Mietparteien eine neue Lösung gefunden», sagt Neidhart.

Verdoppelung der Miete

Auf die Frage, ob es die IBS für zumutbar hält, dass eine 91-jährige Frau, die seit 47 Jahren im Haus wohnt, zügeln muss, meint Neidhart: «Dass gerade ältere Menschen, die lange Jahre an der Mülhauserstrasse 26 gewohnt haben, grosse Mühe haben, sich an diese Veränderung zu gewöhnen, ist für Immobilien Basel-Stadt sehr verständlich. Das Verbleiben einer betagten Frau während einer mehrmonatigen Sanierung ist aus unserer Erfahrung aber ebenfalls schwierig zumutbar, im vorliegenden Fall gar nicht möglich.»

Künftig soll eine 2,5-Zimmer-Wohnung laut Neidhart rund 1475 Franken kosten (59 m²), eine 3,5-Zimmer-Wohnung (85 bis 93 m²) zwischen 2060 und 2250 Franken und eine 4,5-Zimmer-Wohnung (110 bis 113 m²) rund 2500 bis 2600 Franken. Heute zahlt die 91-jährige Margrit Benninger knapp 1000 Franken Miete für ihre 3,5-Zimmer-Wohnung.

tageswoche.ch/+r2ioq

x



Leute wie das Trio von der Mülhauserstrasse brauchen eine intakte Nachbarschaft.

Wohnungsnot

Senioren tun sich schwer auf dem Wohnungsmarkt. Schuld sind falsche Vorstellungen über Wohnen im Alter.

Kein Platz für alte Leute

von Renato Beck

Alte Bäume verpflanzt man nicht. Der schöne Satz könnte einer handelsüblichen Zitatefibel entnommen sein, ist er aber nicht. «Alte Bäume verpflanzt man nicht» – dieser Imperativ stammt von Ursi Wiget, Rentnerin, noch wohnhaft im Block an der Mülhauserstrasse 26.

Wiget wird wie weitere Pensionierte aus ihrer Wohnung an der Mülhauserstrasse 26 geworfen. Sie muss, Stand heute, bis März 2017 eine neue Bleibe gefunden haben. Die Pensionskasse Basel-Stadt als Besitzerin plant eine komplette Entkernung, nicht nur des Sechzigerjahrebaus, sondern auch der Mieterschaft. Nach der umfassenden Sanierung steigt der Mietzins um das Zwei- bis Dreifache.

Mit alten Bäumen geht der Basler Wohnungsmarkt derzeit nicht gerade pfleglich um. Nicht nur an der Mülhauserstrasse, sondern in der ganzen Stadt. Beim Mieterverband häufen sich die Krisensitzungen. 14 Massenkündigungen mit mehr als zehn betroffenen Parteien landeten seit 2015 auf dem Tisch von Beat Leuthardt, Leiter der Rechtsabteilung. Betroffen seien sehr häufig alte Menschen, die oft jahrzehntelang in ihrer Wohnung gelebt haben.

Das zumindest sagt der Mieterverband. Vom Kanton werden entsprechende Daten nicht bereitgestellt. Dass die Situation für ältere Menschen derzeit schwierig ist, bestätigt aber auch der Verband 55+, die Dachorganisation für Senioren, der 15 000 Personen in Basel angeschlossen sind. Dort hat man die Problematik zum Kernthema erhoben – und schlägt Alarm.

Druck auf Regierung steigt

Der Verband sammelt derzeit Fälle und Fakten. Hat er alles beisammen, will er an die Regierung herantreten und seine Forderungen stellen. Max Gautschi, Sprecher der Organisation, berichtet von Fällen, in denen Senioren gezwungen waren, die Stadt nach dem Wohnungsverlust zu verlassen, weil bezahlbare und geeignete Wohnungen Mangelware sind: «Wir hören in letzter Zeit vermehrt von Situationen, wo ältere Menschen mit Luxussanierungen konfrontiert werden, die sie zwingen, ihre Wohnung zu verlassen, in der sie 50 Jahre lang gewohnt haben.»

Von Politik und Behörden ist das Problem bislang kaum erkannt worden. Die Linkspartei BastA! stösst nun vor und verlangt von der Regierung an der Mülhauserstrasse eine aktive Vermittlerrolle. Die Regierung solle sich dafür einsetzen, dass die Sanierung so ablaufe, dass die Bewohner ihre Wohnungen nicht aufgeben müssen. Denn Massenkündigungen würden dazu führen, «dass vielfach Vertreibung in Pflege- und Heimstrukturen droht, sodass bisherige «Nettozahlende» in neue Abhängigkeiten geraten können».

Doch die Wurzeln des Problems liegen tiefer, namentlich in der Wohnraumstrategie der rot-grünen Regierung. Dort kom-

men die Bedürfnisse älterer Mieter bestenfalls am Rande vor. Thomas Kessler, Leiter der Stadtentwicklung, sieht sie gewahrt, indem auch auf Alterswohnen spezialisierte Wohnbauträger von Fördermassnahmen profitieren könnten. «Zudem haben ältere Menschen mit bescheidenem Einkommen Anspruch auf Ergänzungsleistungen», sagt Kessler.

Mit staatlicher Unterstützung ins Altersheim – dass diese Strategie falsch sein könnte, dafür gibt es durchaus Hinweise. Eine aktuelle Studie der Hochschule Luzern kommt zum Schluss, dass «die Immobilienbranche Pensionierte klischeehaft einschätzt». Studienleiterin Joelle Zimmerli, die 200 Interviews geführt und vorhandene Erkenntnisse ausgewertet hat, sagt: «Der Wohnungsmarkt braucht keine spezifischen Lösungen für das Wohnen im Alter.» Vielmehr müsse das Älterwerden bei allen Um- oder Neubauprojekten und vor allem bei der Vermarktung und Vermietung mitgedacht werden – «egal ob im hoch- oder niederepreisigen Segment».

In der Studie wird deshalb die Wichtigkeit des intakten Umfelds, der Nachbarschaft, hervorgehoben. So wie die Mieter

an der Mülhauserstrasse 26 – sie wollen gerade deshalb bleiben, weil sie sich in ihrer Hausgemeinschaft sicher und gut aufgehoben fühlen.

Staatlich unterstützt ins Altersheim – es könnte sein, dass diese Strategie falsch ist.

In Basel scheint der Wert solcher Netzwerke nicht erkannt zu sein. Stadtentwickler Kessler antwortet nicht auf die Frage, ob er derartige Systeme als schützenswert erachte. Bei der SP erkennt man zwar Handlungsbedarf, fokussiert aber auf Alterswohnungen als Abhilfe. Grossrat Tim Cuénod, für das Dossier zuständig, fordert etwa, der Kanton müsse vergünstigtes Alterswohnen ermöglichen. Cuénod will dazu einen Vorstoss einreichen.

Klar ist, alte Bewohner passen nicht in die Gesamtstrategie des Kantons, der dem Aufwertungsdruck in der Stadt vor allem Genossenschaftswohnungen entgegensetzt. Denn diese sind vor allem an poten-

ziell langjährigen Mieterinnen und Mietern interessiert. Auf dem privaten Wohnungsmarkt zeigen sich laut Mieterverband derzeit die grössten Probleme im Umgang mit gealterten Mietern. Andreas Zappalà, Geschäftsführer des Hauseigentümerverbands, räumt Schwierigkeiten ein: «Für ältere Menschen ist es schwierig, eine neue Wohnung zu finden. Emotional, aber auch, weil der Wohnungsmarkt für sie begrenzt ist.»

Müsste man bestehende Wohnverhältnisse also besser schützen? Nein, findet Zappalà. «Gerade bei Wohnungen, in denen über viele Jahre diesselbe Person gewohnt hat, besteht ein hoher Unterhaltsbedarf», sagt der FDP-Grossrat. Diesem lasse sich besser und schneller nachkommen, wenn die Wohnungen leer sind.

Dass derzeit besonders viel saniert wird, hat für Zappalà zwei Gründe. Zum einen sei das Kapital dafür gerade sehr günstig zu haben, zum anderen gebe es viele ältere Liegenschaften, die eine schlechte Energiebilanz aufwiesen. «Dass wir diese Häuser sanieren, darauf pocht der Kanton doch immer», sagt Zappalà. Und so schliesst sich der Kreis.

tageswoche.ch/+yprgs

x

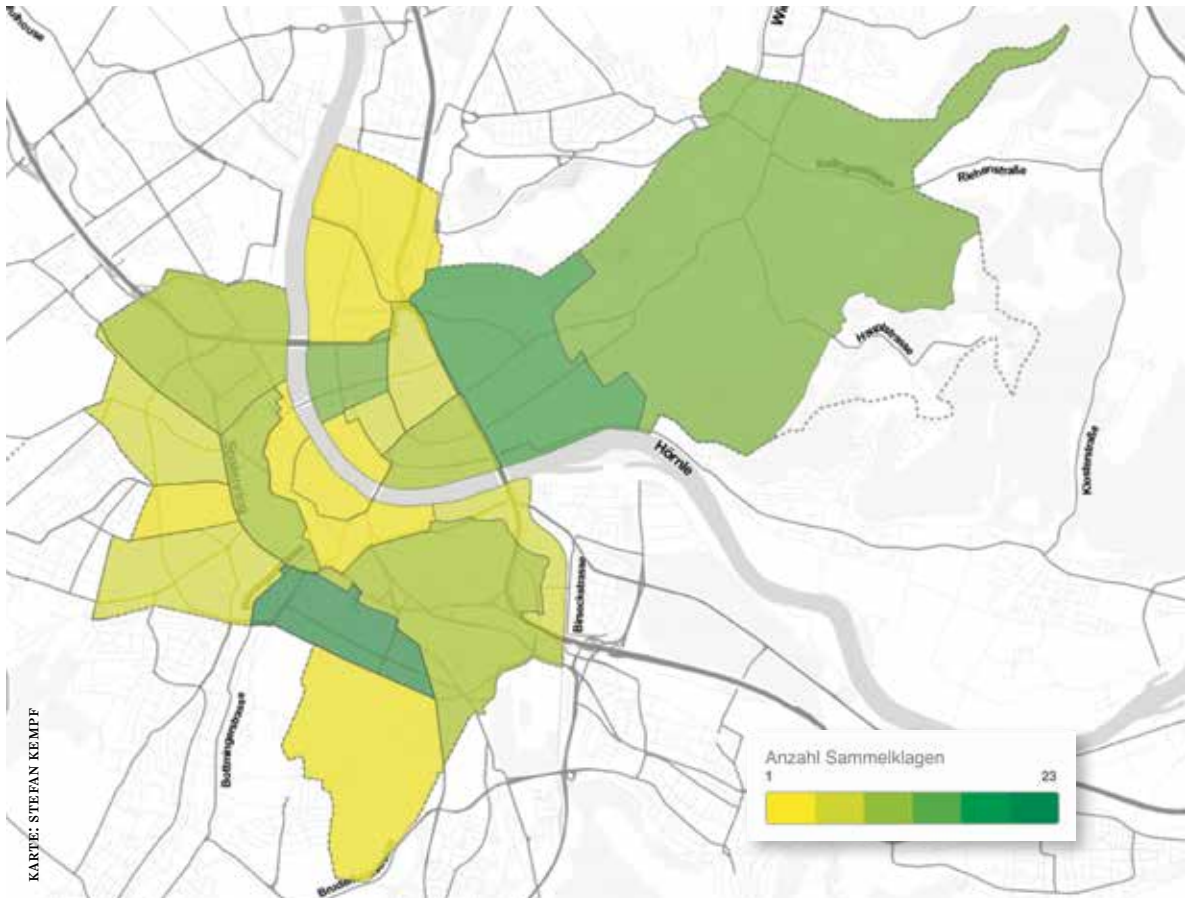
Wohnungsnot

Flächenbrand – wo Basler Mieter klagen

von Renato Beck

Die Kündigungen an der Mülhauserstrasse 26 sind kein Einzelfall. Der Mieterverband Basel (MV) kennt eine Vielzahl von Liegenschaften, deren Bewohner ausziehen mussten. Beat Leuthardt, Leiter des Rechtsdienstes beim MV sagt: «Die Massenkündigung an der Mülhauserstrasse ist etwa der Fall Nummer 130 in der letzten elf Jahre – und jede Woche kommt ein neuer hinzu. Nicht immer geht es um Massenkündigungen, manchmal sind es massive Aufschläge nach Sanierungen. Aber seit zwei Jahren registrieren wir fast ausschliesslich, dass Vermieter die Bewohner gleich auf die Strasse stellen, wenn sie sanieren wollen.»

Der Druck ist von Quartier zu Quartier unterschiedlich hoch, doch Beat Leuthardt betont: «Es betrifft die ganze Stadt. Viele Fälle hatten wir im Wettstein und



Hirzbrunnen, im unteren Kleinbasel und neu auch im St. Johann. Aber es ist ein eigentlicher Flächenbrand, der da im Gang ist und der vom Bruderholz bis nach Riehen reicht.»

Auf der Karte abgebildet sind sogenannte «Sammelklagen» des Mieterverbands. Pro Fall sind mindestens zehn

Mietparteien von massiven Mietzins-erhöhungen oder Massenkündigungen betroffen.

Die Karte ist nach Quartieren gegliedert und zeichnet vom Mieterverband vertretene Fälle der letzten zehn Jahre nach.

tageswoche.ch/+o86rm

x

Thomas Kastl ist mit Unterbruch seit zehn Jahren Chef der St. Jakobshalle. Sein Geschäftsgebaren sorgt für Kritik, doch Erziehungsdirektor Christoph Eymann steht hinter ihm.

Der Patriarch zu St. Jakob

Hauptsache Profit: Thomas Kastls Geschäftsführung als Chef der St. Jakobshalle sorgt für Unmut. FOTO: ALEXANDER PREOBJAJENSKI



von Jeremias Schulthess

Wenn Thomas Kastl von der St. Jakobshalle spricht, sage er of «meine Halle». Das erzählen Personen, die ihn seit Jahren kennen. Sie bezeichnen ihn als Patriarchen, Narzissten oder Tyrannen.

Kastls Geschäftsgebaren sorgte bereits mehrmals für Kritik – er verdient über eine eigene Eventfirma an Veranstaltungen in der Halle mit. Jetzt kommt ein Exodus dazu: 13 Kantonsangestellte sind unter ihm seit 2014 gegangen, über die Hälfte des Teams der Joggelihalle. Freiwillig oder sie wurden gegangen. In der Regel, weil sie mit Kastl nicht zurechtkamen.

Die TagesWoche konnte mit vier Ex-Mitarbeitern sowie weiteren vertrauenswürdigen Quellen aus dem Umfeld der Halle sprechen. Sie alle wollen anonym bleiben. Und sie erzählen alle die gleiche Geschichte. Diese beginnt 2013 mit der Freude über Kastls Rückkehr in die Joggelihalle. Der 55-jährige Bayer führte die Halle bereits von 2006 bis 2010.

Mit seiner Anstellung sollten die Erträge der Halle gesteigert und mehr profitable Events nach Basel geholt werden. Das gelang teilweise. 2009 stellte ihm die Finanzkontrolle ein erstklassiges Zeugnis aus. Kurz darauf verliess er die Halle für den Chefposten beim grossen Eventveranstalter Good News.

2013 holte ihn Regierungsrat Christoph Eymann zurück zum Kanton. Viele der Mitarbeiter kannten den neuen alten Chef bereits. Einige freuten sich. Er stand für Bewährtes und gleichzeitig für Aufbruch, weil er mit neuem Elan und neuen Kontakten aus der Privatwirtschaft zurückkam.

Doch die Stimmung kippte. Insider erzählen, wie Kastl nur wenige Monate nach seiner Rückkehr die Angestellten gegen sich aufbrachte. Einer sollte nachhelfen, damit ein anderer seinen Job aufgibt. Andere wurden von Kastl in der Freizeit mit gehässigen E-Mails bombardiert oder vor dem Team zusammengestaucht. Einem Angestellten soll Kastl gesagt haben, wenn er sich nicht loyal verhalte, finde er keinen Job mehr zwischen Zürich und Basel. Aus Eventkreisen hört man, es herrsche eine «katastrophale Stimmung» im Team.

Kritik von allen Seiten

Auch kantonsintern soll Kastls eigenwilliger Stil für Unmut gesorgt haben. Ehemalige Mitarbeiter behaupten, er sei deswegen aus dem Ausschuss geflogen, der den Umbau der Halle plante.

Kastl dementiert. Den Ausschuss habe er auf eigenen Wunsch verlassen, lässt er über den Sprecher des Erziehungsdepartements (ED), Simon Thiriet, ausrichten. Ein Bausachverständiger habe «in gewissen Gremien aufgrund seines Know-hows anstelle oder anseiten von Thomas Kastl Einsitz genommen», so Thiriet.

Aber auch Veranstalter hatten Mühe im Umgang mit Kastl. Einer von ihnen sagt: «Es ist Kastl völlig egal, ob ein Event statt-

findet, oder nicht.» Für ihn zähle nur der Profit. Manche kleinen Veranstalter litten deswegen unter Kastls Regime (die TagesWoche berichtete). Aber auch mit den Grossen legte sich der Hallenchef an. So soll sich Kastl mit dem Management der Swiss Indoors zerstritten haben.

Der Grund dafür ist unklar. Womöglich wollte Kastl mit den Swiss Indoors einen neuen Vertrag ausarbeiten, wie er es bei kleinen Veranstaltern über Jahre hinweg tat. Das Tennisturnier genießt bis heute alle denkbaren Privilegien. Der Vertrag blieb über Jahrzehnte gleich. Das sei Kastl ein Dorn im Auge gewesen, sagen Insider.

Regierungsrat interveniert

Der Streit soll so weit gegangen sein, dass das Management der Swiss Indoors beim Regierungsrat intervenierte. Dieser vermittelte dann zwischen Kastl und den Swiss Indoors. Manche aus dem Swiss Indoors-Management wollen bis heute nichts mehr mit Kastl zu tun haben, erzählt einer, der den Streit mitbekam.

Das ED will nichts von einer Eskalation wissen. Wohl komme es «manchmal zu Meinungsverschiedenheiten zwischen Kunde und Leitung», die Zusammenarbeit mit Swiss Indoors sei aber «ausgezeichnet». Die Swiss Indoors schweigen zum Vorfall. Und zu den mutmasslichen Problemen zwischen Kastl und seinen Mitarbeitern sagt ED-Sprecher Thiriet: «Diese Vorwürfe sind uns völlig unbekannt und an den Haaren herbeigezogen.»

Was Kastl mit «seiner Halle» verdient, ist eines der bestgehüteten Kantonsgeheimnisse.

Personen, die mit Kastl eng zu tun hatten, erzählen, Kastl habe die für Kunden reservierten Freikarten gerne an Freunde von ihm verteilt. Bei den Swiss Indoors kostet eine solche Karte etwa 1000 Franken pro Tag. Rechnet man nur eine Woche, in der Kastl vier Karten pro Tag an Freunde vergibt, sind das bis zu 28000 Franken.

Das ED bestreitet nicht, dass Karten an private Freunde abgegeben werden. Manche Veranstalter würden darum bitten, «gewisse Kategorien zu füllen, um ein besseres Zuschauerbild zu haben». In solchen Fällen komme es vor, dass Freikarten an Mitarbeiter, Sportler und Freunde gestreut würden, schreibt Thiriet.

Was Kastl mit «seiner Halle» verdient, ist eines der bestgehüteten Kantonsgeheimnisse. Der Hallenchef ist einerseits als Kantonsangestellter beim ED beschäftigt und kriegt ein Fixum. Andererseits ist er in einem Mandatsverhältnis angestellt, wofür er eine Umsatzbeteiligung erhält. Wie hoch Fixum und Umsatzbeteiligung sind, will Thiriet nicht sagen. Hier wären der Privatsphärenschutz sowie Geschäftsgeheimnisse des Hallenleiters tangiert.

Das Vertragskonstrukt mit Kastl ist kompliziert. Die «bz Basel» schrieb im Juli fälschlicherweise, der Hallenchef erhalte eine Provision für jeden Event, den er über seine eigene Event-Firma, die Levent AG, organisiert. Diese Meldung verleitete SP-Grossrat Thomas Gander zu einer Interpellation. Ende September stellte die Regierung klar: Kastl hat nie Provisionen erhalten. Es sei gar vertraglich ausgeschlossen, dass er über seine eigene Firma Anlässe durchführe, schrieb die Regierung in der Antwort an Gander.

Was die Regierung nicht schrieb, ist, wie Kastl tatsächlich von der Halle profitiert. Nämlich über Umsatzbeteiligung und indem er das Personal für Events über seine eigene Firma beschäftigt. Wie viel er damit verdient, ist ebenfalls unklar. Fest steht: Kastl hat wegen seiner Doppelrolle als Kantonsangestellter und Eigentümer der Levent AG einen persönlichen Anreiz, möglichst viele Events zu organisieren und möglichst hohe Umsätze zu erzielen. Das mag auch im Interesse des Kantons liegen. Die Ausgaben im Lot und das Defizit tief zu halten, dafür fehlt dem Hallenchef hingegen der finanzielle Anreiz.

Die Zahlen, die das ED auf Anfrage herausgab, zeigen: Von 2006 bis 2010 schrieb die Halle noch tiefrote Zahlen – mit Ausnahme von 2008, als die Schweiz die Fussball-EM austrug, in deren Umfeld viele Events in der Joggelihalle stattfanden. Unter Michel Loris-Melikoff, dem Hallenchef von 2010 bis 2013, stiegen die Erträge und das Defizit verringerte sich. Seit Kastl 2013 wieder Hallenchef ist, gehen die Erträge leicht zurück, was auch mit dem Umbau der Halle zu tun hat.

Neuer Chef, alter Bekannter

Kastl ist direkt Regierungsrat Christoph Eymann unterstellt – ein Status, den ansonsten Bereichsleiter innehaben. Dass ein Angestellter in Mandatsverhältnis einem Departementsvorsteher direkt unterstellt ist, bleibt wohl einmalig im Kanton. Thiriet erklärt dies mit der Renovation und dem Relaunch der Halle. Für den Kanton eine grosse Sache. Darum sei die «Direktunterstellung zur Chefsache erklärt» worden.

Ob sich am Mandat und dem Vertragskonstrukt mit Kastl in den kommenden Jahren etwas ändern wird, hängt vom nächsten Erziehungsdirektor ab, der ab 2017 Eymanns Nachfolge übernimmt. 2018 wird die St. Jakobshalle nach dem Umbau die grösste Eventhalle der Schweiz sein.

Übernimmt der neu gewählte Regierungsrat Conradin Cramer den Posten als Erziehungsdirektor, hätte Kastl erneut einen Bekannten als Chef. Die beiden kennen sich nämlich bereits, wie Cramer bestätigt. Er habe einmal eine Einladung von Kastl angenommen – Logenplätze bei den Swiss Indoors 2015. Das sei jedoch nicht ungewöhnlich für einen Vorsitzenden der Bau- und Raumplanungskommission, sagt Cramer.

tageswoche.ch/+w8etc

×

Online



Weniger Sport, mehr Events: Zahlen zu Veranstaltungen und Umsätzen in der St. Jakobshalle finden Sie online: tageswoche.ch/+d1cy6

Basel-Stadt und Region

Allschwil

Neuschwander, Franz Emil, von Röschenz/BL, 19.02.1946–06.11.2016, Spitzwaldhof 2, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung: Mittwoch, 16.11., 11.00 Uhr, Römisch-Katholische Kirche Binningen. Beisetzung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Arlesheim

Stilli-Brunner, Elfriede, von Basel/BS, 20.04.1944–04.11.2016, Mattweg 100, Arlesheim, Trauerfeier: Donnerstag, 17.11., 14.00 Uhr, reformierte Kirche Arlesheim.

Basel

Abgottspon, Katharina, von Doppleschwand/LU, 29.05.1934–30.10.2016, Sperrstr. 100, Basel, wurde bestattet.

Abt-Kleebauer, Heinrich, von Basel/BS, Binningen/BL, 16.08.1930–02.11.2016, Feierabendstr. 1, Basel, wurde bestattet.

Balboni-Kunsch, Monika Charlotte Bärbel, von Basel/BS, 29.08.1943–06.11.2016, Gundeldingerstr. 77, Basel, wurde bestattet.

Borgenheimer-Bösch, Verena Susanna, von Basel/BS, Zürich/ZH, 21.09.1944–04.11.2016, Wiesendamm 20, Basel, wurde bestattet.

Ehrsam-Schüpbach, Rudolf, von Basel/BS, 17.05.1951–30.10.2016, Knöringerstr. 2, Basel, wurde bestattet.

Fackler, Christine Anne-Marie, von Riehen/BS, Wahlen/BE, 02.08.1950–27.10.2016, Wittlingerstr. 204, Basel, wurde bestattet.

Fanti-Ries, Romano Emil, von Basel/BS, 25.09.1939–08.11.2016, Riburgstr. 13, Basel, Trauerfeier: Mittwoch, 16.11., 09.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Fischer-Rahder, Ilse, aus den Niederlanden, 03.07.1926–29.10.2016, Bruderholzweg 21, Basel, wurde bestattet.

Freiburghaus-Stotz, Marianne, von Basel/BS, 30.07.1934–01.11.2016, St.Alban-Vorstadt 34, Basel, Trauerfeier: Dienstag, 15.11., 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Görres-Hess, Esther Alice, von Basel, 28.04.1934–02.11.2016, Allschwilerplatz 9, Basel, wurde bestattet.

Herbst, Gertrud Margrit, von Basel/BS, 18.02.1920–28.10.2016, Sternengasse 27, Basel, Trauerfeier: Montag, 14.11., 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Honold-Feyer, Bruno Gerhardt, von Basel/BS, 21.07.1934–30.10.2016, Egliseest. 12, Basel, wurde bestattet.

Hupfer-Waiz, Louise, von Basel/BS, 03.03.1926–01.11.2016, St. Johannis-Ring 122, Basel, wurde bestattet.

Hurter-Zurkirchen, Rudolf, von Basel/BS, 15.02.1936–27.10.2016, Mülhauserstr. 35, Basel, wurde bestattet.

In-Albon-Waldmann, Martin, von Eggerberg/VS, Visp/VS, 23.06.1951–05.11.2016, Bruderholzweg 21, Basel, wurde bestattet.

Jeannotat-Siegrist, Yvonne, von Basel/BS, Montenol/JU, 24.09.1933–09.11.2016, Mülhauserstr. 35, Basel, Trauerfeier: Mittwoch, 16.11., 10.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Keller-Renz, Ida Katharina, von Basel/BS, 22.04.1935–06.11.2016, Rudolfstr. 43, Basel, Trauerfeier: Montag, 14.11., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Kohler-Honold, Hans Jakob, von Zürich/ZH, Unterbözberg/AG, 02.11.1923–14.09.2016, Oberwilerstr. 50, Basel, wurde bestattet.

Kuoni-Prest, Vanda Ida, von Maienfeld/GR, 27.06.1924–04.11.2016, Dorfstr. 26, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Nussbaum-Rickenbacher, Urs, von

Basel/BS, 17.06.1943–01.11.2016, Farnsbürgerstr. 40, Basel, wurde bestattet.

Reinacher Bär, Margrit-Theresia, von Fehraltorf/ZH, Zürich/ZH, 25.09.1949–02.11.2016, Weiherhofstr. 34, Basel, wurde bestattet.

Schär, Gabrielle Rosmarie, von Trubschachen/BE, 01.01.1952–06.10.2016, Im Rankhof 10, Basel, wurde bestattet.

Schetty-Martinaglia, Anita, von Basel/BS, 29.03.1913–31.10.2016, St. Jakobs-Str. 395, Basel, wurde bestattet.

Schmid-Rebhan, Maria Elisabeth, von Basel/BS, 20.03.1926–28.10.2016, Redingstr. 22, Basel, wurde bestattet.

Schmid-Bächli, Peter, von Waltenschwil/AG, 11.12.1923–28.10.2016, Rudolfstr. 43, Basel, wurde bestattet.

Schmierer-Wiegele, Rudolf Hermann, von Basel/BS, 04.01.1938–02.11.2016, Kleinhünigeranlage 90, Basel, Trauerfeier: Freitag, 11.11., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Schratz-Gyger, Alfons Rudolf, von Winterthur/ZH, 28.10.1921–30.10.2016, In den Ziegelhöfen 181, Basel, wurde bestattet.

Schweizer-Hänzi, Mathilde, von Basel/BS, 08.09.1918–03.11.2016, Zürcherstr. 143, Basel, Trauerfeier: Dienstag, 15.11., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Stauffacher-Simmen, Silvia, von Matt/GL, 14.03.1924–01.11.2016, Mittlere Str. 138, Basel, wurde bestattet.

Stücklin, Arnold, von Riehen/BS, 08.09.1960–23.10.2016, Kleinhünigerstr. 110, Basel, Trauerfeier: Montag, 14.11., 17.00 Uhr, Klingental-fähre Kleinbasel.

Tanner-Kranebitter, Oswald, von Basel/BS, Schwellbrunn/AR, 15.01.1922–02.11.2016, Reinacher-

str. 272, Basel, wurde bestattet.

Trnka-Earley, Edla, von Basel/BS, 27.10.1926–30.10.2016, Mülhauserstr. 35, Basel, wurde bestattet.

van Oyen, Ilse, von Basel/BS, 18.12.1951–24.10.2016, Rudolfstr. 43, Basel, wurde bestattet.

Vinzenz, Urs Peter, von Lachen/SZ, 24.10.1944–15.10.2016, Rebgrasse 16, Basel, wurde bestattet.

Walter, Kurt, von Mühledorf/SO, 04.04.1951–02.11.2016, Jurastr. 20, Basel, Trauerfeier: Dienstag, 15.11., 17.00 Uhr, Restaurant Kornhaus, Kornhausgasse 10.

Wenger-Bannwart, Erwin, von Amsoldingen/BE, 20.06.1930–04.11.2016, Im langen Loh 255, Basel, wurde bestattet.

Wetzel, Elisabeth Maria, von Ennetbaden/AG, 16.09.1928–04.11.2016, Burgfelderstr. 188, Basel, Trauerfeier: Freitag, 11.11., 10.30 Uhr, Allerheiligenkirche.

Wiedenmayer, Felix, von Basel/BS, 07.01.1932–07.11.2016, Gellertstr. 138, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Münchenstein

Studer-Widmer, Ernst, von Rüttenen/SO, Münchenstein/BL, 28.02.1927–27.10.2016, Pumpwerkstr. 3, Münchenstein, Trauerfeier: Freitag, 11.11., 15.00 Uhr, Katholische Kirche Münchenstein.

Muttenz

Wolf, Hans-Rudolf, von Zeiningen/AG, 05.07.1948–29.10.2016, Wiesengrundstr. 18, Muttenz, Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Pratteln

Lötscher, Kurt Joseph, von Entlebuch/LU, 18.05.1932–03.11.2016,

Grossmattstr. 13, Pratteln, Abdankung und Beisetzung im engsten Familienkreis.

Reinach

Abt-Kämpfer, Rolf, von Bretzwil/BL, 29.04.1951–02.11.2016, Steinrebenstr. 158, Reinach, Trauerfeier: Freitag, 11.11., 15.00 Uhr, Friedhof Fiechten, Reinach.

Riehen

Glänzer-Goy, Anne Marie, von Basel/BS, 22.04.1925–02.11.2016, Schützengasse 60, Riehen, wurde bestattet.

Lörtscher-von Mühlenen, Sarah, von Diemtigen/BE, 05.10.1924–05.11.2016, Lachenweg 36, Riehen, Trauerfeier im engsten Kreis.

Müller-Wild, Hedwig Klara, von Uzwil/SG, 05.07.1931–05.11.2016, Bäumlhofstr. 419, Riehen, Trauerfeier: Mittwoch, 16.11., 11.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Rünenberg

Stich, Dieter, von Basel/BS, 27.04.1941–28.10.2016, Vorsteinerweg 170 (mit Aufenthalt in Thürnen, APH Jakobushaus), Rünenberg, wurde bestattet.

laufend aktualisiert:
tageswoche.ch/todesanzeigen



Entwicklungshelfer vermitteln Werte. Aber wie viel Religion darf in einem Hilfspaket stecken?

FOTO: KEYSTONE

Entwicklungshilfe

Eine Konferenz an der Uni Basel ging dem Verhältnis von Religion und Entwicklungshilfe nach. Darüber haben wir mit Swisspeace-Direktor Laurent Goetschel gesprochen.

«Selbstlose Hilfe hat es nie gegeben»

von Andreas Schneitter

Es sind Einzelfälle, aber sie sorgen für grosses Medienecho. Die Schweizer Missionarin, die vorgeblich als Entwicklungshelferin in Mali tätig war und entführt wurde. US-evangelikale Hilfsorganisatio-

nen, die nach dem verheerenden Tsunami 2004 in Südostasien Nothilfe mit der Missionierung nichtchristlicher Bevölkerungsgruppen verknüpften.

Wo menschliche Not herrscht, sind religiöse – nicht nur, aber zu grossen Teilen christliche – NGOs aktiv, motiviert vom christlichen Ethos der Fürsorge und

Nächstenliebe. Und, weitflächig zumindest bis in die Anfänge des vergangenen Jahrhunderts, vom missionarischen Eifer, das Evangelium zu verbreiten.

Die moderne Entwicklungszusammenarbeit kennt säkulare wie religiöse Hilfsorganisationen, wobei Letztere grösstenteils zwar kirchlich-institutionell gebunden

sind, der religiöse Hintergrund in der tatsächlichen Arbeit vor Ort jedoch eine untergeordnete Rolle einnimmt.

Spielt Religion in der humanitären Hilfe noch eine Rolle? Oder ist sie angesichts steigender religiöser Spannungen in Konflikt- und Krisengebieten gar ein Risiko? Diesen Fragen ging dieser Tage eine internationale Konferenz an der Universität Basel auf den Grund. Wir haben uns im Vorfeld mit Laurent Goetschel darüber unterhalten. Er ist Direktor des säkularen Instituts für Friedensförderung Swisspeace und Politikwissenschaftler am Europainstitut der Universität Basel.

«Solange sich die religiöse Orientierung nicht negativ auf die Arbeit auswirkt, sehe ich kein Problem.»

Laurent Goetschel, in der internationalen Entwicklungszusammenarbeit sind religiöse und säkulare NGOs tätig. Spielt diese Unterscheidung eine Rolle?

Zentraler ist die Unterscheidung zwischen NGOs mit religiösem Hintergrund, die rein friedensengagiert oder in der humanitären Hilfe tätig sind, und missionierenden Organisationen. Letztere sind eine spezielle Gattung von Akteuren. Ansonsten aber tendiere ich dazu, die Besonderheit von Organisationen mit einem religiösen Hintergrund etwas zu relativieren. Ihr Engagement ist in der Regel nicht primär religiös motiviert.

Sie haben die Missionierung erwähnt. Vor allem im evangelikalen Spektrum verknüpfen Hilfsorganisationen manchmal ihre Arbeit mit der Absicht der Evangelisierung. Wo befindet sich die rote Linie, mit welchen Organisationen man zusammenarbeitet?

Ich kann nur für Swisspeace sprechen. Für uns gilt generell, dass wir Partner suchen, die der Friedensförderung verpflichtet sind – aus welchen ethischen Motiven auch immer. Steht aber die Ausbreitung einer religiösen Überzeugung im Vordergrund, oder werden im Entwicklungsgebiet aus religiösen Gründen bestimmte Gruppen bevorzugt behandelt, passt das weder zu unseren Zielen noch zu unserer Arbeitsweise. Solange sich die religiöse Orientierung nicht negativ auf die Arbeit auswirkt, sehe ich kein Problem.

Sie relativieren, dass ein religiöser Hintergrund ein Problem sein muss. Damit denken Sie primär an landeskirchlich gebundene Organisationen wie das Heks oder Caritas, die ohne Missionierungsabsicht arbeiten?

Ja. Heks und Caritas sind bedeutende Hilfswerke, und ihnen aufgrund einer religiösen Anbindung einen hohen Standard der Professionalität absprechen zu wollen,



«Kirchen sind nicht a priori die bestplatzierten Akteure.»

FOTO: URSULA SPRECHER

wäre absolut ungerechtfertigt. Die ethische Basis ihrer jeweiligen Religionsgemeinschaft ist sicher Teil ihres Antriebs, aber das betrifft auch andere Organisationen wie beispielsweise Solidar Suisse, die der Sozialdemokratischen Partei nahesteht. Dort ist es die politisch verwurzelte Idee der Solidarität, die das Antriebsmoment liefert. Generell braucht es eine wie auch immer verankerte ethische Motivation, um sich in Ländern des globalen Südens zu engagieren, doch welche Werte konkret den Antrieb liefern, muss in der Alltagsarbeit nicht unbedingt sichtbar sein und ist auch nicht so relevant.

«Bestimmt können auf der individuellen Basis religiöse Motive noch heute eine Rolle spielen – aber eben nicht nur.»

Kirchliche Organisationen standen am Anfang der internationalen Entwicklungshilfe – beruhend auf dem christlichen Ethos, den Ärmsten zu helfen. Stimmt diese These?

So ist diese These unvollständig. Man denke zum Beispiel an Henri Dunant, den Gründer des Roten Kreuzes: Als Appenzeller im 19. Jahrhundert war der sicher nicht frei von religiösen Idealen. Aber er

wollte vor allem das humanitäre Leid auf den Schlachtfeldern reduzieren. Und er wollte sicherstellen, dass den Soldaten minimale medizinische Hilfe, aber auch rechtlicher Schutz gewährt wird, sobald sie sich nicht mehr aktiv an Kampfhandlungen beteiligen. Bestimmt können auf der individuellen menschlichen Basis religiöse Motive heute noch immer eine Rolle spielen – aber eben nicht nur. Die moderne Entwicklungszusammenarbeit etwa entstand in den 1970er-Jahren im Klima des Kalten Krieges, in welchem sich die Akteure zwischen den Interessen der Supermächte USA und Sowjetunion zu positionieren hatten.

Ab den 1980er-Jahren haben international tätige NGOs begonnen, Entwicklungsprojekte nicht mehr durchgängig selbstständig durchzuführen und mit lokalen Partnern zu arbeiten. Dies in der Absicht, vor Ort nachhaltige zivilgesellschaftliche Strukturen zu etablieren und zu fördern. Sind religionsgebundene Organisationen damit im Vorteil? Sie können ja auf bestehende Netzwerke zurückgreifen, nämlich die Schwesternkirchen vor Ort.

Das ist ein interessanter Punkt. Korrekt ist, dass zivilgesellschaftliche Akteure wie NGOs über ein Netzwerk in den jeweiligen Gesellschaften verfügen sollten, um die Ziele ihrer Arbeit zu erreichen. Organisationen mit einem religiösen Hintergrund können hier einen Vorteil haben, denn in

vielen Regionen der Entwicklungszusammenarbeit ist die Religion im Alltag präsenter als bei uns. Aber Kirchen sind nicht a priori die bestplatzierten Akteure. Sie können aus denselben Gründen in einer Konfliktregion auch als Partei wahrgenommen werden oder aus Furcht, in einen Konflikt hereingezogen zu werden, auf eine Zusammenarbeit verzichten. Mittlerweile gibt es jedoch so viele lokale wie internationale NGOs, dass jeder auf seinem Weg seine Partner findet.

«Wer eine Seite favorisiert, ohne sich an lokalen Leitbildern zu orientieren, leistet keinen konstruktiven Beitrag.»

Und ihre Zahl nimmt zu: Laut dem «Yearbook of International Organizations» sind mittlerweile rund 37'000 internationale NGOs global aktiv, und darin sind lokale Organisationen noch nicht enthalten. Ist ein religiöser Hintergrund in dieser Wettbewerbssituation ein Vorteil, beispielsweise beim Spendensammeln?

Man kann die These auch umdrehen: Wer wie Swisspeace nicht religiös verankert ist, dem steht die Zusammenarbeit auf allen Seiten offen. Und man gerät nicht in den Verdacht, dass religiöse Motive die Arbeit begleiten. Beispiel Syrien: Wenn eine Organisation der alawitischen Religionsgemeinschaft nahesteht, bedeutet

das eine Positionierung. Vor allem im Zusammenhang mit Konflikten im Nahen Osten sind religiöse Akteure oft auch Konfliktpartei. Religiös geprägte Organisationen müssen sich in dieser Situation abgrenzen können und betonen, dass sie friedensfördernd aktiv sind. So wichtig und diskussionsanregend Religionen auch sein können – sie sind einfach Bestandteil menschlicher Organisationsformen. Als solche können sie sehr tolle, aber auch katastrophale Ergebnisse hervorbringen.

Nicht nur religiös geprägte Organisationen stehen im Verdacht, mittels Entwicklungshilfe eine bestimmte Agenda zu verfolgen. Nach 9/11 haben US-Hilfswerke, die im islamischen Raum aktiv sind, mehrfach staatliche amerikanische Finanzhilfe abgelehnt, um nicht als Partner einer politischen Strategie wahrgenommen zu werden.

Richtig. Interessengeleitete Entwicklungszusammenarbeit gibt es nicht nur im religiösen Milieu. Wenn beispielsweise China in Afrika im Austausch für Rohstoffe städtische Infrastrukturen auf die Beine stellt, ist das eine eigene Logik von Entwicklungszusammenarbeit. Auch andere Staaten wie Indien oder die Türkei haben begonnen, in diesem Bereich aktiv zu werden, und verfolgen dabei eigene Vorstellungen von Menschenrechten oder ökologischen Normen. Das hält auch uns im Westen den Spiegel vor: Wir fördern als sogenanntes «liberal peacebuilding» Werte wie Zivilgesellschaft oder Demokratie. Aber die Gesellschaften, in denen man tätig ist, teilen diese Werte nicht unbedingt. Ob hier noch evangelikale Missionsorganisationen hinzukommen, ist daher nicht unbedingt weltbewegend. Als

Organisation geht man Beziehungen mit diesen Gesellschaften ein und investiert Gelder, die in einem gewissen Grad auch im Interesse dieser Gesellschaften sind – sonst würden sie diese Hilfe ja nicht annehmen. Und man erhofft sich daraus einen gewissen Nutzen. Ob das nun bestimmte politische Prozesse sind, die man in Gang bringen möchte, oder die Ausbreitung einer Religion oder einfach Rohstoffe – eine absolut selbstlose Hilfe hat es nie gegeben.

Wobei gerade im Nahen Osten, wo religiöse Spannungsfelder gegeben sind, religiös motivierte Hilfsakteure zur Verschärfung beitragen können oder sich grösseren Risiken ausgesetzt sehen.

Wer in Konfliktregionen eine Seite favorisiert, ohne sich an lokalen Leitbildern zu orientieren, leistet keinen konstruktiven Beitrag. Das betrifft aber alle und nicht nur christlich motivierte Organisationen. Als NGO tritt man als zusätzlicher Akteur in ein bestehendes Krisenfeld ein, und mit wem man kooperiert, hängt davon ab, in welcher Gegend man sich befindet und welche Ziele man verfolgt. Ich halte es für falsch, etwa in Westafrika nur aus dem Grund nicht mit salafistischen Gruppierungen zusammenzuarbeiten, weil sie nicht dem eigenen Wertesystem entsprechen. Und zwar deshalb, weil sie gesellschaftlich relevant sind. Wenn man für Frieden ist, soll man ihm nicht noch zusätzliche Kriterien aufbürden. Sondern die lokalen Akteure unterstützen, zu welchem Zeitpunkt des Konflikts auch immer, sodass sie zu besseren Formen des Zusammenlebens finden. Sonst bleibt man besser zu Hause.

tageswoche.ch/+oajz3

×

MUSEEN



FOTO: TINGUELY MUSEUM

Kunstmuseum Basel

Hauptbau: St. Alban-Graben 16
Neubau: St. Alban-Graben 20
Gegenwart: St. Alban-Rheinweg 60
Telefon +41 61 206 62 62
Fax +41 61 206 62 52
www.kunstmuseumbasel.ch

Der figurative Pollock

02.10.2016 – 22.01.2017 | Neubau, 2. Obergeschoss.
„Wenn man aus dem Unbewussten heraus malt, müssen zwangsläufig Figuren hervortreten“, sagte Jackson Pollock 1956 in einem Interview. Die grosse Sonderausstellung im Kunstmuseum Basel widmet sich erstmals dieser Perspektive auf den amerikanischen Künstler und möchte einen neuen Blick auf sein knapp drei Jahrzehnte umspannendes Werk lenken.

Museum Tinguely

Paul Sacher-Anlage 1
Tel. 061 681 93 20
Di – So: 11 – 18 Uhr
www.tinguely.ch
Öffentliche Führungen
jeden So 11.30 Uhr
Kosten: Museumseintritt

MUSIKMASCHINEN/ MASCHINENMUSIK

**HIER KÖNNTE IHR
INSERT STEHEN.**



Der Germanist Walter Muschg: Fehlen heute solche Leuchttürme an der Uni Basel?

FOTO: KEYSTONE

Unistandort Basel

Der Uni Basel fehlen die Lichtgestalten, jammert die BaZ. Diese Debatte lenkt nur von den wirklichen Problemen ab.

Zu wenig Leuchten an der Uni?

von Georg Kreis

Was ist ein Basler Leuchtturm? Der Roche-Turm ist gewiss einer, im doppelten Sinn: real und symbolisch. Am unteren Ende der Stadt hätte er einen Zwillingbruder bekommen sollen, wäre es nach einem 2014 lauthals verkündeten Projekt gegangen: einen 125-Meter-Leuchtturm (plus 30 Meter Antenne) in Kleinhüningen, der an Sehnsüchte appelliere. Noch ist aber nichts daraus geworden.

Nun ist aber im trendigen Marketing-Sprech von anderen Basler Leuchttürmen die Rede, von solchen am Nadelberg, an der Maiengasse, am Bahnhof: von Uni-Leuchttürmen nämlich. Die habe es mal gegeben. Heute leuchteten sie leider nicht mehr so recht, wohl auch zu wenig, um in Liestal wahrgenommen zu werden.

Leuchttürme könnten einzelne Institute (z.B. das Europainstitut im Gellert) oder Projekte (z. B. Eikones am Rheinsprung) sein. Nun aber soll es um die Frage gehen, ob einzelne Professoren und neuerdings erfreulicherweise vermehrt auch Professorinnen Leuchttürme sind, wie es in guten alten Zeiten (jedoch ohne Frauen) mit den Grossprofessoren der Fall war, dem Philosophen Jaspers, dem Theologen Barth, dem Germanisten Muschg, dem Historiker Bonjour, dem Biologen Portmann etc.

Solche Debatten gab es schon früher. Damals redete man noch nicht von Leuchttürmen, sondern von Sternen. Je nach

Zählweise war vom Drei- oder Fünfgestirn (die oben Genannten) die Rede. Ungerade musste die Zahl offenbar sein. Die Zahl war und ist aber willkürlich und die Zählung falsch. Natürlich haben sich auch in der aktuellen Debatte sogleich Leser gemeldet und – an sich zu Recht – weitere Namen genannt, die «vergessen gingen», etwa den bekannten Staatsrechtler Max Imboden. Man hätte auch einen Edgar Salin und andere vermissen können.

Der BaZ ist es gelungen, eine sinnige Debatte neu aufzumischen. Der Altrektor musste schiefe Vorstellungen korrigieren, und der Dekan der Philosophisch-Historischen Fakultät musste an die veränderten Gegebenheiten und die dennoch erbrachten Leistungen erinnern. Die Neurektorin stellte seine Stellungnahme ins Netz – und die BaZ konnte über den von ihr erzeugten Effekt selbstzufrieden sein.

Widersprüchliche Klage

Die Klage der BaZ ist in typischer Weise widersprüchlich: Einerseits sieht es so aus, als wüsste sie eine bessere und in Form von «Grösse» mehr Geisteswissenschaft sowie so etwas wie universitäre Heroen. Andererseits dient dieser scheinbar wohlmeinende Wunsch dazu, die heutigen Leistungen der Basler Geisteswissenschaften anzuzweifeln.

Nicht zufällig wird diese Sparte der Wissenschaft aufs Korn genommen. Ihr Nutzen wird insbesondere auf dem rechten Politflügel gern infrage gestellt wegen ihrer gesellschaftskritischen Funktion und der angeblich auf dem Arbeitsmarkt schwer zu vermittelnden Akademiker – was der Realität völlig widerspricht.

Gerade in der Wissenschaft ist nicht nur Populäres gut. Auch kaum bekannte Wissenschaftler leisten exzellente Arbeit.

Aus dieser bekannten Abneigung hat die SVP Schweiz im Frühjahr 2015 eine Halbierung der Studienplätze gefordert und einen Numerus Clausus für die Geistes- und Sozialwissenschaften. Dadurch hat sie die Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (SAGW) gezwungen (was nicht nur schlecht ist,) mit einer Gegenaktion auf einer neu geschaffenen Website den Wert und Nutzen dieses Wissenschaftsbereichs darzulegen.

Unter dem Aspekt des einfach verstandenen Nutzens besteht die Tendenz, in falschen Vergleichen mit Natur- und Medizinwissenschaft den Nutzen von Geistes- und Kulturwissenschaften zu unterschätzen, obwohl man von ihnen viel profitiert. Zahlreiche Professoren und ein speziell hoher Anteil der Philosophisch-

Historischen Fakultät leisten auch und vor allem heute einen direkten gesellschaftlichen Beitrag: in der Volkshochschule, der Seniorenuniversität, der Kinderuniversität, in der Uni-Nacht und an Maturitätsinformationstagen, im Café Scientifique und in diversen öffentlichen Veranstaltungen.

Die «BaZ» meinte, ohne dies wirklich beurteilen zu können, auch die internationale Strahlkraft infrage stellen zu dürfen. Mitglieder der angesprochenen Fakultäten sind in elektronischen und traditionellen Medien an vorderster Front präsent. Einige haben sich als Pioniere auch dem neuen, international nutzbaren Instrument des «Mooc» – kostenlose Onlinekurse mit hohen Teilnehmerzahlen – zugewandt.

Auch wenn die Redaktion am Aeschensplatz es vielleicht nicht gemerkt hat, die Welt hat sich im elektronischen Zeitalter stark verändert. Auch die Uni, sie ist vernetzter geworden. Wie schiefe die Vergleiche zwischen dem Ehedem und Heute im angesprochenen Punkt sind, zeigt ein Versuch, sich Jaspers in der Web-Welt surfend oder Barth ein Formular für einen Drittmittel-Antrag ausfüllend vorzustellen – und umgekehrt heutige Wissenschaftler mit falschen Leuchtturm-Erwartungen nur noch als Glühwürmchen zu sehen.

Es hat etwas Populistisches, wenn gesellschaftliche Sichtbarkeit zum ersten oder gar einzigen Beurteilungskriterium gemacht wird. Aber es entspricht einem Trend, dem auch Universitäten unterworfen sind. Dem muss die schlichte Wahrheit entgegeng gehalten werden, dass gerade in der Wissenschaft nicht nur Populäres gut ist und auch kaum bekannte Wissenschaftler exzellente Arbeit leisten.

Aber es gibt ihn auch in der Wissenschaft, den Zwang zur Selbstanpreisung und den Zwang zur Perfektionierung des blossen Anscheins, was – weil anderes überboten werden muss – eskalierend immer weiter weg von der Substanz führt. Das hat zur Folge, dass neben Forschung und Lehre ein grosser Aufwand für den Verkauf der eigentlichen Leistungen aufgewendet werden muss.

Die richtige Debatte

Die von der BaZ angestossene Debatte ist – einmal mehr – eine falsche. Denn sie lenkt von den wirklich brennenden Problemen ab. Probleme, die da sind: der von den Baselbieter Finanznöten ausgehende Sparzwang und der in der Folge von der Uni verhängte Anstellungsstopp. Da führt die «bz Basel» die richtige Debatte. Mit Beiträgen auf der Titelseite verleiht sie dem allgemeinen Stopp für Neubesetzungen von Professuren die nötige Aufmerksamkeit beim lieben Basler Publikum.

Zuerst war nur davon die Rede, eine vakante Botanik-Professur nicht neu zu besetzen. Jetzt wird offenbar eine umfassende Sparübung eingeleitet – sei es aus Budgetsorgfalt, sei es, um auf Liestal indirekten Druck auszuüben.

Die «bz Basel» spricht völlig zu Recht von einem Desaster, einem Imageschaden

für die Uni wie auch für den Wirtschaftsstandort Basel. Während man sich in Zürich überlegt, die Lohnskala zu flexibilisieren, um die weltbesten Wissenschaftler an Bord zu holen, kann man in Basel von einer Regierungsratskandidatin hören, man könne sich auch mit den «zweitbesten und entsprechend günstigeren» Professoren begnügen.

Ein Leuttturm ist immer nur eine halbe Sache. Es braucht auch ein Umfeld, das sein Licht nutzt.

Wir könnten uns bei dieser Gelegenheit (BaZ sei Dank) überlegen, was ein Leuchtturm ist, und wir können die technischen Angaben alle auch symbolisch, das heisst auf die Universität und die ganze Gesellschaft übertragbar, begreifen.

Es geht darum, im Schiffsverkehr Positionsbestimmungen zu ermöglichen, vor Untiefen zu warnen, Fahrrinnen zu markieren. Solche Türme müssen eine gewisse Höhe haben. Also errichtet man sie, um die Baukosten tief zu halten, vorzugsweise auf Anhöhen. Je nach dem kann es aber auch sinnvoller sein, sie an tiefer gelegenen Stellen zu errichten, wenn sie dadurch in klareren Luftschichten stehen.

Damit kommen wir zu einem ganz wesentlichen Punkt: Ein Leuchtturm ist immer nur eine halbe Sache, und er wäre nichts, wenn es nicht auch als Pendant den Schiffsverkehr gäbe. In unserer Problemstellung sind das die Gesellschaft (und die Wirtschaft), die das Licht auch nutzen.

tageswoche.ch/+to5r1

×

Der Autor ist Verfasser einer Uni-Geschichte der Jahre 1960–1985 und mit Susanna Burghartz Co-Produzent einer 2010 zum 550-jährigen Jubiläum erarbeiteten Online-Ünigeschichte.

Online



[tageswoche.ch/
themen/](http://tageswoche.ch/themen/)
Georg Kreis

ANZEIGE



«Auch ökonomisch
rechnet sich
der Ausstieg!»

Eric Nussbaumer, VR-Präsident ADEV,
Nationalrat



am 27. November zum
geordneten Atomausstieg
bis 2029
geordneter-atomausstieg-ja.ch

Grosser Rat

Veloring auf gutem Weg

von Dominique Spirgi

Ganz klar Nein sagte einzig die SVP. Eine Mitte-Links-Mehrheit sorgte im Grossen Rat schliesslich dafür, dass die Anliegen der Velolobbyisten in konkretisierter Form zur Abstimmung kommen oder bei einem Rückzug des Volksbegehrens direkt umgesetzt werden.

Am Anfang stand eine im Februar eingereichte Initiative von Pro Velo. Sie fordert die Einrichtung eines Velorings durch die Basler Wohnquartiere, der diese mit den wichtigsten Arbeitsplätzen und Schulstandorten verbindet.

Der Veloring ist mit zwei grösseren Bauprojekten verbunden: Erstens eine neue Fuss- und Velobrücke, die entlang der Elsässerbahnlinie über den Zolli führen und damit eine Umfahrung des gefährlichen Dorenbachkreuzes ermöglichen soll. Und zweitens eine Fussgänger- und Velobrücke, die zwischen Wettstein- und Autobahnbrücke über den Rhein führen soll (Sevogelbrücke). Letzteres ist aber bloss eine Ausbau-Idee und nicht konkreter Bestandteil der Initiative.

Die Initianten rannten bei der Basler Regierung offene Türen ein. Die Exekutive machte sich flugs daran, die Grundsatzidee des Velorings zu konkretisieren. Das

Resultat ist ein Massnahmenkatalog, der 25 Millionen Franken kosten soll.

Laut Hans-Peter Wessels, Vorsteher des Bau- und Verkehrsdepartements, decken sich die Forderungen mit der Strategie der Regierung zur Förderung des Veloverkehrs. Er stellte in Aussicht, dass im Rahmen des Agglomerationsprogramms mit Bundesgeldern zu rechnen sei.

Bedenken äusserten die Fraktionssprecher der bürgerlichen Parteien FDP und LDP. Heiner Vischer (LDP) bemängelte, die Regierung wolle das Anliegen im Eilzugtempo durchboxen, ohne die grossrätliche Umwelt-, Verkehrs- und Energiekommission (Uvek), dessen Vizepräsident er ist, einzuschalten. Ein Veloring sei der falsche Ansatz, da Velofahrer Direktverbindungen von A nach B bevorzugen.

Mehrheit für den Veloring

Die FDP wartete mit zwei Änderungsanträgen auf: Zum einen wollte sie das geforderte Vortrittsrecht für Velofahrer bei Kreuzungen, die von mehr als 10 000 Autos pro Tag befahren werden, zwingend ausschliessen (die Initiative legt die Grenze bei 20 000 Fahrten und bei Kreuzungen mit Tramverbindungen fest). Zweitens wollte sie die Option einer neuen Rheinbrücke explizit aus der Vorlage verbannen.

CVP und GLP schlugen sich aber auf die Seite der Ratslinken. Damit folgte der Grosse Rat mit 54 gegen 33 Stimmen der Regierung. Ziehen die Initianten ihr Begehren nicht zurück, kommt es mit Empfehlung zur Annahme vors Stimmvolk.

tageswoche.ch/+m1613

Zahl der Woche

476

von Renato Beck

Dick und deutlich stand es auf den Wahlcouverts: Briefliche Abgabe bis spätestens Dienstag, 18. Oktober. Und doch reichten 476 Basler ihre Listen erst am Freitag vor den zurückliegenden Gesamterneuerungswahlen ein, wie aus einer Antwort auf eine Interpellation von SVP-Grossrat Alexander Gröflin hervorgeht. So landeten 0,45 Prozent aller Stimmen ohne Umweg im Altpapier.

Der Kulanz der Post sei es geschuldet, dass nicht noch mehr Stimmen erst nach Torschluss ankamen, sagt Vize-Staatschreiber Marco Greiner. Aber hätte der Kanton nicht eine A-Post-Frankierung springen lassen können? «Wir haben das eine Zeit lang ausprobiert», sagt Greiner. Gebracht habe es nichts. «Schieben wir die Frist nach vorne, verschieben sich auch die Verspätungen.»

Hätten die 476 Stimmen was geändert? Womöglich. Der SP fehlten im Wahlkreis Grossbasel West nur 18 Stimmen für einen Sitz mehr. Dass gerade linke Wähler oft (zu) lange warten, weiss man dort selbst.

tageswoche.ch/+fnbxc

Gesehen von Tom Künzli



Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 42-Jährige wohnt in Bern.



Überglücklich: Stephan Brunner, Bassist der Gewinnerband.

FOTO: BENNO HUNZIKER

Basler Pop-Preis

Grosse Ehre für Klaus Johann Grobe

von Marc Krebs

Der achte Basler Pop-Preis geht an Klaus Johann Grobe. Könnte ein Schlagersänger mit Schmääh sein, ist aber eine Indie-Elektroband. Sevi Landolt (Gesang/Orgel) und Daniel Bachmann (Gesang/Schlagzeug) sind ihr Kern. Und Stephan Brunner, bei Live-Gigs am Bass, teilt sich sein Instrument mit einem zweiten Musiker. Das erlaubte Brunner, den Preis entgegenzunehmen, während die anderen drei soeben eine Tournee in Deutschland starteten.

Die Gewinner des Pop-Preises sind «eine Spagatband», wie Brunner sagt. Zwei von vier Musikern leben in Basel. Die anderen in Zürich. Geprobt wird in beiden Städten. Man kann Klaus Johann Grobe also nicht einfach einer Stadt zuordnen, auch nicht einer Szene. «Spagat der Liebe» heisst auch passend das aktuelle Album – zeitgemässer Elektrosound mit deutschsprachigen Texten, einer Dosis Vintageorgel, mit Flair für lässigen Pop und tanzbaren Rhythmen.

Der Preis kommt unverhofft. Auch für die Band: Wer seine Booking Agentur in Deutschland, sein Management in England und seine Plattenfirma in den USA hat und so losgelöst von seiner Heimat agiert, rechnet womöglich gar nicht damit, hierzulande genügend Wurzeln geschlagen zu haben, um wahrgenommen zu werden. Die 15 000 Franken werden sie in ihre nächsten Konzertreisen investieren.

Finanziell leer ausgegangen sind die restlichen vier Formationen. Anna Rossinelli, endlich mit einer Nomination belohnt, bestätigten einmal mehr den Eindruck, dass es die Prominentesten im Feld bei den Preisrichtern besonders schwer haben. Bleu Roi – jung, aber faszinierend reif – sind ein Versprechen für die Zukunft. Und die Ambientmetal-Formation Schammasch vermochte die starke Basler Metal-Nische als engster Preis-Konkurrent würdig zu vertreten.

Der Publikumspreis ging an die fast schon legendäre Garagenrockband The Lombego Surfers, die mit ihrem Frontman Anthony Thomas (siehe Beitrag Seite 32) inzwischen auf eine 30 Jahre dauernde internationale Karriere schauen können.

Anerkennung für Black Tiger

Als Könige der Herzen teilten sich die Lombegos den Thron mit dem Gewinner des Anerkennungspreises: Black Tiger. Der Rapper hat sich diese Ehrung für langjährig verdiente Musiker absolut verdient, hat doch Urs Baur, wie Black Tiger bürgerlich heisst, nach seinen Pioniertaten vor 25 Jahren nicht einfach nur für sich Musik gemacht, sondern wie kein anderer Rapper die Fans und Szene zusammengeführt und mit all seinen Projekten wichtige Integrationsarbeit geleistet.

Dervierte Preis ging schliesslich an ein KMU, das sich genau um das kümmert, womit sich viele Musiker nur ungern herumschlagen: den Verkauf der eigenen Kunst. «Business Support» heisst der Preis, und man mochte sich allmählich fragen: Wer hat noch nicht, wer will noch mal?

Einer hatte noch nicht – und war in den Augen einer Fachjury der Mann der Stunde: David Burger mit seiner Reel Music GmbH (die wir unlängst vorgestellt haben). Auch diese Auszeichnung zweifelsfrei verdient.

tageswoche.ch/+313q8

Dreispietz-Areal

Flüchtlings-Schule stösst auf Kritik

von Simone Janz

Im Januar 2017 werden Flüchtlingsfamilien das Containerdorf auf dem Dreispitz-Areal beziehen. Ihre Kinder im Primarschulalter erhalten eigene Unterrichtsräume: Das Erziehungsdepartement Basel-Stadt (ED) plant den Bau eines Containerschulhauses ausschliesslich für die Kinder aus der temporären Siedlung.

Die Pläne der Behörde widersprechen in diesem Fall deren eigenen Vorsätzen. Eigentlich sollen Kinder von geflüchteten Familien in bestehende Regelklassen integriert werden.

Das Vorgehen des Departements wirft bei Grossrätin Beatrice Messerli (BastA!) Fragen auf: «Es ist keine gute Idee, die Kinder über einen längeren Zeitraum separiert zu unterrichten», sagt sie. Sie reichte deshalb eine Interpellation ein und will von der Regierung unter anderem wissen, weshalb ein spezieller Schulraum für die Kinder der Containersiedlung notwendig sei. «Mir wurde gesagt, dass die Einstiegsklassen in den umliegenden Schulhäusern noch Platz für die Flüchtlingskinder vom Dreispitz hätten.»

Sie nimmt in ihrer Interpellation auch Bezug auf eine Aussage, die Christian Griss, Leiter Dienste beim ED, im Oktober gegenüber der TagesWoche gemacht hat. Griss sagte damals, der lange Schulweg in die Quartierschulhäuser sei für Primarschüler «nicht zumutbar». Darum werde das Containerschulhaus gebaut.

Dieses Argument lässt Messerli jedoch nicht gelten. Die im Quartier wohnhaften Kinder müssten in der Lage sein, in die Schulhäuser Gellert oder Thierstein zu gehen oder zu fahren, schreibt sie in ihrer Anfrage an die Regierung.

tageswoche.ch/+rtkze

Bildstoff

360°

tageswoche.ch/360

Kalkutta

Geschenk für Gott: Chhath Puja ist ein Erntedankfest auf Indisch. Vier Tage lang werfen sich Hindu-Frauen in ihre prächtigsten Saris, steigen in Flüsse oder Teiche und beten in Richtung Sonne. Auch Männer machen mit – wenn auch nicht ganz so schön gekleidet.

RUPAK DE CHOWDHURI/
REUTERS



Kovin

Am Himmel vereint: Offiziell geht es bei der russisch-serbischen Militärübung «Slawische Brüderschaft» um den Kampf gegen den Terror. Andere sehen darin eine Provokation gegen den Westen. Petrus hat derweil schon mal seine alte Pace-Fahne aus dem Keller geholt.

MARKO DJURICA/
REUTERS



Chongqing

Im Rekordbuch verewigt: Über 50 000 Chinesen haben gleichzeitig in 14 Städten die gleichen Dance-moves zum Besten gegeben. Mit einer architektonischen Präzision, wie man sehen kann.

STRINGER/REUTERS



Cannonball

Brennender Protest: 470 000 Barrel Öl will ein texanisches Unternehmen durch ein Reservat der Sioux bei North Dakota pumpen. Und zwar Tag für Tag. «Absolut sicher» sei das. Doch die Leute vor Ort haben was gegen Sand in den Augen.

STEPHANIE KEITH/
REUTERS



Vits

Putzige Spatzen: Sie pfeifen auf Hygiene und waschen sich doch. Na dann, Prost!

VASILY FEDOSENKO/
REUTERS



Eine Insel für neue Geschäfte: Obamas Schwenk in der Kuba-Politik liess auch Schweizer Firmen hoffen. Doch es harzt.

Die Euphorie verpufft schon wieder

von Andreas Knobloch

Sie waren die Gesichter des Tauwetters zwischen den USA und Kuba, doch nun haben sich Saül Berenthal und Horace Clemmons von der Insel abgewandt. Berenthal, als Spross einer jüdischen Familie in Havanna geboren, und sein Partner Horace Clemmons sind die Eigentümer des Traktorenherstellers Cleber LLC. Sie waren seit 50 Jahren die ersten Unternehmer, denen die US-Regierung erlaubte, ein Werk in Kuba zu eröffnen.

In der Sonderwirtschaftszone Mariel (ZEDM) vor den Toren Havannas, einem Prestigeprojekt der Regierung in Kuba, sollte eine Fertigungsstätte der eigens für die Anforderungen der kubanischen Landwirtschaft entworfenen Modelle des Traktorenbauers aus Alabama entstehen.

Ernüchternde Signale

Ein Jahr später ist das Projekt still und leise begraben worden. Die kubanische Seite hat dem Werk in Mariel die Genehmigung verweigert. Eines der Ziele der Sonderwirtschaftszone sei es, Hochtechnologie und umweltfreundliche Verfahren anzusiedeln. Dies sei bei Cleber nicht der Fall gewesen, weshalb das Pro-

Traktor für die Insel: Bauen darf die US-Firma Cleber ihre Fahrzeuge allerdings nicht auf Kuba.

FOTO: ANDREAS KNOBLOCH



jekt in der beantragten Form abgelehnt wurde, erklärt die für die Genehmigungsverfahren in Mariel zuständige Direktorin, Wendy Miranda Borroto.

Aufgeben wolle Cleber jedoch noch nicht, sagt Berenthal. Man suche nun nach anderen Wegen. Wahrscheinlich werde man die Traktoren in den USA zusammenbauen und dann exportieren.

Die Situation von Cleber ist symptomatisch für den Stand der Beziehungen zwischen den USA und Kuba. Zwei Jahre nachdem der scheidende US-Präsident Barack Obama einen Schwenk in der Kuba-Politik vollzogen hat, ist Ernüchterung eingetreten. Insbesondere bei US-Unternehmern scheint die anfängliche Euphorie verfliegen.

Auch auf der gerade erst zu Ende gegangenen Internationalen Havanna-Messe (FIHAV) waren auffallend wenige US-Aussteller vertreten. Im vergangenen Jahr hatte die Messe noch ganz im Zeichen der Annäherung zwischen den USA und Kuba gestanden. Bei der diesjährigen Ausgabe stellten die USA nicht einmal mehr einen eigenen Pavillon und mussten sich eine Halle mit kleineren Karibikinseln und Pakistan teilen.

Zwar zeugt die Rekordbeteiligung von mehr als 3500 Ausstellern aus 73 Ländern an der Havanna-Messe von einem ungebrochenen Interesse anderer Länder an Geschäften auf der Insel, doch Kubas Wirtschaft stagniert und ausländische Investoren halten sich zurück.

Bei nicht einmal einem Prozent wird das Wirtschaftswachstum der Insel wohl in diesem Jahr liegen, räumt Aussenhandelsminister Rodrigo Malmierca ein. Im vergangenen Jahr waren es noch vier Prozent. «Verschärfungen der US-Blockade», vor allem ihr extraterritorialer Charakter, welcher den Handel mit Drittstaaten erschwere, sowie ungünstigere globale Rahmenbedingungen seien die Gründe.

Bereits im Sommer hatte Kubas Präsident Raúl Castro die Bevölkerung wegen eingeschränkter Ölimporte aus Venezuela auf wirtschaftlich schwierige Zeiten eingestimmt.

Weniger los als erhofft

Gegenwärtig ist Kuba weit entfernt von seinem Ziel, jährlich 2,5 Milliarden US-Dollar an ausländischen Investitionen anzuziehen. In den vergangenen beiden Jahren seien 83 Projekte in einem Gesamtvolumen von 1,3 Milliarden US-Dollar genehmigt worden, so Malmierca.

Angesichts eines pünktlich zur Messe aktualisierten Investitionskatalogs von 395 Projekten mit einem Volumen von 9,5 Milliarden US-Dollar erscheint dies wenig. In der Sonderwirtschaftszone Mariel sind bisher gerade einmal 19 Projekte genehmigt worden.

Stockt der Öffnungsprozess oder täuscht der Eindruck? Miranda gibt sich alles andere als besorgt. Die Projektvergabe entspreche den Erwartungen und liege auf der selbst vorgegebenen Linie.

«Normalerweise entwickeln Sonderwirtschaftszonen in den ersten fünf Jahren die Infrastruktur und erst dann werden Investoren eingeladen, sich anzusiedeln. In Mariel haben wir in den bisher drei Jahren beides parallel gemacht.» 19 Projektabschlüsse seien unter diesen Umständen durchaus eine «vorzeigbare Zahl».

Schweizer in den Startlöchern

Beat Agostini ist Chef der Agostini GmbH, eines Schweizer Familienunternehmens, das nach eigenen Angaben seit 20 Jahren auf Kuba präsent ist und Technologie-Hersteller aus verschiedenen Ländern vertritt, vor allem aus der Druckindustrie. Er pflichtet Miranda bei. Dass es erst relativ wenige konkrete Projekte gebe, hänge mit der sehr frühen Ausschreibung zusammen und damit, dass die Infrastruktur noch nicht komplett fertig sei.

«Es warten alle ein bisschen auf den idealen Zeitpunkt, um Projekte zu realisieren.»

Beat Agostini, Unternehmer und Vorstand der Schweizerisch-Kubanischen Handelskammer

Zudem sei die US-Politik weiter ein Problem: «Viele Unternehmen, die dort vielleicht investieren könnten und wollten, vor allem grössere Firmen, machen das nicht, weil das US-Embargo für sie eine grosse Gefahr ist. Wenn das Embargo einmal gefallen ist, werden die Investitionen zunehmen und es wird mehr konkrete Projekte geben.»

Für Schweizer Unternehmen treffe die Zurückhaltung jedoch nur bedingt zu. «Da gibt es nicht unbedingt einen Stillstand», so Agostini. «Aus der Schweiz gibt es ein relativ grosses Interesse.»

Das zeigt auch die Tatsache, dass die Schweizerisch-Kubanische Handelskammer – eine nichtstaatliche Organisation, in der eidgenössische Unternehmen mit Geschäftsinteressen auf Kuba zusammengeschlossen sind und deren Vorstandsmitglied Agostini ist – derzeit 60 Mitglieder hat, davon zehn multinationale Unternehmen. «Es warten alle so ein bisschen auf die Gelegenheit und den idealen Zeitpunkt, um Projekte zu realisieren.»

Dazu passt, dass der Schweizer Auftritt auf der Havanna-Messe grösser ist als in den vorangegangenen Jahren. Überhaupt hält Agostini Kuba für einen sehr attraktiven Markt, der zudem einiges mit der Schweiz gemein habe: «Es sind zwei kleine Länder, politisch stabil, wenn auch sehr unterschiedlich, beide haben ein kulturell hohes Niveau, beide sind irgendwie eine Insel...»

Kuba habe, wie andere Standorte auch, seine Vor- und Nachteile: Auf der einen Seite gebe es viel Bürokratie; «auf der

anderen Seite hat man einen sehr soliden Partner, der beispielsweise, was Finanzen anbetrifft, mit überschaubaren Verzögerungen seinen Verpflichtungen immer nachgekommen ist.»

Apropos Geld: Ein Problem seien die Finanzierungsmöglichkeiten, so Agostini. «Es gibt keine Schweizer Bank mehr, die mit Kuba zusammenarbeitet.»

2009 wurde die Credit Suisse wegen Geschäften mit Kuba in den USA zu einer Strafe von 536 Millionen US-Dollar verurteilt. Seither weigert sich die zweitgrösste Bank der Schweiz, Gelder nach Kuba zu überweisen. Im Dezember 2012 hat zudem die staatliche Zürcher Kantonalbank (ZKB), die grösste Kantonalbank und viertgrösste Schweizer Bank, auf Druck der USA den Zahlungsverkehr mit Kuba eingestellt.

Ohne Schweizer Banken

In die Bresche springen private Finanzierer. Laut Agostini zeigten sich diese zunehmend flexibler, da die Zinssätze sehr interessant seien und das Ausfallrisiko in Kuba im Grunde gegen null tendiere.

Agostini verweist auch auf die SERV, die Schweizerische Exportrisikoversicherung. Wenn man ein Schweizer Produkt anbiete, könne man diese in Anspruch nehmen und «dann hat man eine sehr elegante Absicherung mit einem eleganten Zins und wahrscheinlich kann man sehr gute Geschäfte abschliessen».

Die Aussichten jedenfalls hält der Mann von der Handelskammer für sehr gut: «Kuba ist sehr interessiert an Geschäften mit der Schweiz. Jetzt geht es darum, Projekte zum Laufen zu bringen.»

tageswoche.ch/+ym721

×

ANZEIGE



«AKW sind teuer und gefährlich. Deshalb: Jetzt auf erneuerbare Energie umsteigen!»

Hans-Peter Wessels, Regierungsrat Basel-Stadt



am 27. November zum
geordneten Atomausstieg
bis 2029
geordneter-atomausstieg-ja.ch

Die «Heimat» kommt ans grösste Schweizer Literaturfestival. Bevor dieses seine Türen öffnet, haben die Autorinnen Irena Brežná und Noëmi Lerch den Begriff für uns abgetastet.

«Heimat ist ein Geschmacksverstärker»

von Daniel Faulhaber

An der Basler Erlenstrasse wurde unlängst ein Club umgetauft, er heisst jetzt «Heimat». Seither gehen jedes Wochenende hippe Junge völlig ironiefrei in «die Heimat», um zu feiern. Gut, vielleicht stehen sie ab und an davor, um eine zu rauchen. Vielleicht eine «Heimat»? Die brandneuen Zigaretten von Ostschweizer Fabrikation sind in den Varianten «Heimat hell» und «Heimat dunkel» zu haben. Böse Zungen munkeln, echte Schweizer ziehen nur die helle Heimat auf Lunge.

Die Heimat feiert gerade auf allen Kanälen ein Comeback. Sei es in der Politik,

wo das Thema Migration eine neue Sehnsucht nach «dem Eigenen» heraufbeschwört, in der Popkultur, wo Folklore und Schlagersounds, das «Schunkeln für Hipster» (Hallo Dagobert!), ein Revival erleben, oder in der Literaturszene. Das grösste Schweizer Literaturfestival, die BuchBasel, geht unter dem Titelthema «Heimat» über die Bühne.

Wir haben zwei Gäste der BuchBasel gebeten, uns ihren persönlichen Heimatbegriff näherzubringen. Irena Brežná lebt und arbeitet in Basel und ist eine mehrfach ausgezeichnete Autorin und Journalistin («Die undankbare Fremde», 2012). Als 18-Jährige emigrierte Brežná 1968 aus der Tschechoslowakei in die Schweiz, das

Themenknäuel Heimat und Fremde zieht sich wie ein roter Faden durch ihr Werk.

Noëmi Lerch studierte einst probenhalber für ein Semester in Basel, bevor sie schliesslich doch am Literaturinstitut in Biel landete. Ihr Debüt «Die Pürin» (2015) wurde von der Kritik hymnisch besungen, ein Roman über «Natur und Einsamkeit» (NZZ), das Leben einer jungen Frau in den Bergen – der Heimat?

Zwei Autorinnen, zwei Generationen – ein Fragenkatalog. Kann losgehen.

Heimat – leben Sie da noch oder rauchen Sie das schon?

Irena Brežná: Heimat im üblichen Sinne ist etwas für Kinder und Nationalisten. Ein denkender erwachsener Mensch



Knorr

HEIMAT

STREUWÜRZE

Die Erinnerung an einen Geschmack
kann Heimatsgefühle wecken. Aber
Vorsicht: Erinnerungen sind trügerisch.

ILLUSTRATION: RENÉ MÜHELMANN,
MONTAGE: NILS FISCH

hat kaum eine feste Vorstellung von diesem diffusen Wort.

Noëmi Lerch: Heimat ist da, wo ich hingehe. Heimat hat für mich mit Zukunft zu tun, viel mehr als mit Vergangenheit. Es ist etwas, das ich erschaffe, indem ich mein Leben in einem bestimmten Umfeld pflege. Heimat ist für mich kein Bänkli, das, seit ich mich erinnern kann, am selben Ort



**«Das Fremdsein
ist allen vertraut.
Es verbindet uns wie
andere die Heimat.»**

Irena Brezná

steht, und ich kann, wann immer ich will, dorthin zurückkehren und behaupten, dies sei meine Heimat, nur weil ich einst dort gegessen habe.

Das Wort Heimat hat aber auch etwas Furchteinflössendes für mich, und darum verwende ich es nur mit Vorsicht. Das hat damit zu tun, dass Heimat in einem ganz bestimmten politischen Kontext verwendet wird.

Heimat in diesem Kontext ist auch etwas, das ständig in Gefahr ist und das man unbedingt verteidigen muss. Ein Gebiet, wo die einen drinnen und die anderen draussen sind. Ein streng in sich geschlossener Ort. In diesem Sinn ist Heimat für mich auch ein Gefängnis. Es kommt mir manchmal so vor, als wären wir in einem endlos andauernden Schwarzweiss-Heidi-film gefangen, während draussen die Lastwagen mit dem ganzen Käse aus aller Welt vorbeidonnern.

**Die Heimat feiert gerade auf allen
Kanälen ein Revival. Woran liegt's?**

Brezná: Die Politik bedient sich des Begriffes kontinuierlich, bloss wandelt sie ihn ab, je nach Zeitgeist. Auch im tschechoslowakischen Realsozialismus, der sich so international gab, wurde die Heimat beschworen, doch statt saftiger Wiesen malten wir in der Schule rauchende Schornsteine. Nicht die Dorfidylle, sondern die Industrialisierung sollte die neue, progressive Heimat sein. Jetzt ist es bei der SVP wieder die Wiese, allerdings eine künstlich rote mit weissen Schafen und einem schwarzen Schaf, das ausgestossen wird. Ich bevorzuge eine grüne Wiese mit vielen bunten Schäfchen.

Lerch: Es gibt die Idee, dass sich die Menschen in Zeiten der Krise gerne auf alte Werte besinnen. Heimat – und in diesem Zusammenhang auch die bäuerliche Welt – verkörpern viele solcher Werte: die Verbundenheit mit der Natur, die Harmonie einer grossen Familie, die Verbundenheit und Idylle in einem dörflichen Leben.

**Sie publizierten beide Werke, denen
«geo-biografische» Fäden einge-
flochten sind. Wie wichtig ist Ihnen
Heimat als Referenzpunkt für das
literarische Schreiben?**

Brezná: Es ist die Emigration, die ich als eine tiefe existenzielle Erfahrung erlebt habe, als leidvolle und gleichsam befreiende, ich musste sie endlich literarisch und denkend ausloten.

Lerch: Heimat ist für mich, wie die Erinnerung auch, eine Auswahl und in gewissem Sinn auch eine Erfindung. Ich wähle aus, woran ich mich erinnern will. Ich wähle aus, welche Orte für meine Erinnerung wichtig sind. Die beiden Begriffe sind eng miteinander verbunden.

Während der Arbeit an der «Pürin» bin ich von einem klischierten Heimatgedanken ausgegangen. Denn auch für mich hatte die bäuerliche Welt diesen Zauber, der heute so oft besungen und beschworen wird. Durch das Leben in dieser Welt ging dieser Zauber aber verloren. Ein neuer kam hinzu, der viel stärker ist und ehrlicher als das alte Klischee.

Die Arbeit an der «Pürin» wurde zu einer Art Heimatsuche, das Schreiben zu einer intensiven Auseinandersetzung mit der bäuerlichen Welt. Schliesslich ist diese Welt nicht Teil meines Buches geworden, sondern mein Buch – und ich selber – Teil dieser Welt. In diesem Sinn kann man sich eine Heimat vielleicht schreibend erschaffen. Aber man kann eine Heimat gerade so gut durch das Schreiben wieder verlieren. Im Voraus weiss man nie, wie es enden wird.

**Obligatorische Frage: Ist Heimat
mehr Ort oder Gefühl?**

Brezná: Die geografische Heimat ist durch meine Emigration zerbrochen, ich finde sie jedoch unerwartet als wunderschön glitzernde Scherben zerstreut in der ganzen Welt, in allen möglichen Formen, als Mensch, Wort, Bild, Baum, Gedanke ...

Lerch: Gibt es Gefühle, die keinen Ort haben? Ich glaube nicht.

**Mit welchem Wahrnehmungssinn
lässt sich Heimat am besten erfahren?**

Brezná: In meinem Essay «Heimatsinne und Fremdcard», den ich vor 15 Jahren geschrieben habe, suche ich Heimat mit allen Sinnen, allerdings auf eine unkonventionelle, kreative Weise. Meine Romanheldin aus dem Buch «Die undankbare Fremde» geht weiter und fordert ein Recht auf Fremdheit, was als ein Recht auf Anderssein verstanden werden kann.

Lerch: Wenn wir davon ausgehen, dass Heimat ein Ort ist, man dorthin kommt und den Geruch irgendeiner Sauce in der Nase hat, oder die Melodie irgendeines Liedes oder das Gefühl einer Sonne, die immer genau so durch diese Blätter jenes uralten Kastanienbaumes auf diese Bank schien, dann brauchen wir wahrscheinlich eben alle Sinnesorgane, die wir haben. In diesem Sinn ist Heimat aber auch etwas, das der Vergangenheit angehört, an das wir uns erinnern, das uns vielleicht abhanden gekommen ist.

Ich möchte aber Heimat wie erwähnt lieber als etwas denken, das mich unmittelbar umgibt oder das in der Zukunft vor mir liegt. Wie ich das wahrnehmen kann? Indem ich schreibe. Indem ich mit meinen Mitmenschen rede. Indem ich



**«Heimat hat für mich
mit Zukunft zu tun,
viel mehr als mit
Vergangenheit.»**

Noëmi Lerch

sehe, dass etwas entsteht, worin wir alle Platz haben.

Was ist das Gegenteil von Heimat?

Brezná: Sie meinen das Fremdsein? Ich würde die Gegensätze relativieren. In der Heimat gibt es doch auch Entfremdung und Fremdgehen. An meinen Lesungen in verschiedenen Ländern stellte ich fest, dass das Fremdsein allen vertraut ist, es verbindet uns wie andere die Heimat.

Lerch: Die Heimat als politisches Konzept. Dieses trübe, verstaubte Bild im Wirtshaus unter dem Hirschgeweih.

Der Duden kennt weder die «Heimats» noch «Heimäter» oder

ANZEIGE

So 13.11. 18:00
«Feuerfleck» – Glass Farm Ensemble

Do 17.11. 21:00
«Nachtstrom 81» – Elektronisches Studio Basel

T 061 663 13 13

www.garedunord.ch

GARE DU NORD

«Heimatte». Gibt es die Heimat nur als Singular?

Brežná: In den Achtzigerjahren interviewte ich in Paris russische Intellektuelle, die von der Sowjetunion ausgebürgert worden waren. Einer sagte, die Heimat sei die Mutter, und es gebe nur eine Mutter, ein anderer konterte, die Heimat sei die Geliebte, und er habe mehrere davon, Frankreich zähle dazu.

Lerch: Vielleicht ist Heimat etwas, das sich nicht zählen lässt. Wie Zukunft. Oder Vergangenheit. Auch da haben wir immer viele. Und wählen – je nach Bedarf – eine bestimmte aus.

Was kann man gegen eine populistische Instrumentalisierung von Heimat tun?

Brežná: Entgegenhalten, dass niemand ein Monopol auf Heimat hat. Wie die meine aussehen soll, lasse ich mir nicht vorschreiben.

Lerch: Vielleicht, indem man den Begriff furchtloser, aber nicht gedankenloser verwendet. Aber natürlich ist Heimat schon überall im Übermass drin, wie der Zucker und das Salz in unseren Nahrungsmitteln. Heimat ist in gewissem Sinn ein Geschmacksverstärker. Oder ein Take-away-Produkt. Vielleicht könnte man ein Plakat machen: Heimat wieder selber machen! Oder: Heimat handgemacht! Aber das ist vielleicht auch blöd.

Wie weit weg von daheim sind Sie in dem Moment, in dem Sie diese Fragen beantworten?

Brežná: Schreiben ist vertiefen, weiterziehen, im Schreiben bin ich daheim. Aber ich beheimate mich auch im Einsatz mit anderen für eine Sache. Zuletzt kämpfte ich zusammen mit unseren Nachbarn für den Erhalt von zwei geschützten Pappeln im Gotthelfquartier, die die Stadtgärtnerei zum Fällen freigegeben hatte. Wir zogen es dann bis zum Appellationsgericht durch. Eine Pappel wurde daraufhin gefällt, die andere haben wir gerettet. Gleichzeitig haben wir uns selbst gerettet, als Landsleute in Geist und Tat, die sich die Baum-Heimat nicht kampflos entreissen lassen.

Lerch: So weit wie meine Hand von der Kaffeetasse entfernt ist, die jetzt, nachdem ich diese Fragen beantwortet habe, leer auf dem Tisch steht.

tageswoche.ch/+u6wj

Am Samstag, 12. November, um 14.30 Uhr im Unionssaal (Volkshaus) spricht Irena Brežná zusammen mit Terézia Mora, Amir Kamber und Jonas Lüscher über Heimat: «Heimat, literarisch betrachtet», moderiert von Thomas Strässle.

Ebenfalls am Samstag, 12. November, um 21 Uhr im Kosmos liest Noëmi Lerch aus «Die Pürin»: mit Cello und Sarah Käser.

Selbstversuch

Eigentlich hat der Schweizer Heimatort keine Bedeutung mehr. Aber was fühlen wir, wenn wir ihn wechseln?

Ich werde jetzt Baslerin

von Karen N. Gerig

Meistens antworte ich zuerst «weiss nicht», wenn mich jemand fragt, was Heimat für mich bedeute. Dann folgt Nachdenken und das Eingeständnis, dass ich es tatsächlich nicht weiss.

Was ich sagen kann: Die Frage nach Heimat stellt sich mir eigentlich nur, wenn ich weg bin. Weit weg. Wenn ich anfangende Dinge zu vermissen, die sich an «Heimat» knüpfen lassen. Das können Menschen, aber auch Dinge sein. Architektur etwa, aber auch Gerüche oder Erlebnisse.

Frage ich meinen Pass, finde ich unter dem Eintrag «Heimatort» das Wort «Oberhelfenschwil SG». Ich schreibe bewusst «Wort», denn mit dem Ort verbindet mich nichts – ausser diesem Eintrag. Ich war nie da, und es zieht mich auch nicht da hin. Soll ein Luftkurort sein, sagt man mir.

Ich weiss nur, dass die 16 Buchstaben von Oberhelfenschwil nie Platz haben, wenn ich mal meinen Heimatort angeben muss. Und dass die Gemeinde sich kein eigenes Zivilstandsamt mehr leistet. Das wiederum weiss ich erst, seit ich neulich dort anrufen musste, um mir eine Personenstandsanzeige zu bestellen.

Gelandet bin ich bei der Gemeindeverwaltung Wattwil beziehungsweise beim Zivilstandsamt Toggenburg.

Die Personenstandsanzeige habe ich aus einem einzigen Grund gebraucht: Um mich in Basel einbürgern zu lassen. Wieso? Aus reiner Neugier – um herauszufinden, was das in mir auslöst.

Wird mich ein schlechtes Gewissen plagen, weil ich den Heimatort meiner Ahnen väterlicherseits aufgegeben? Werden nostalgische Gefühle dazu führen, dass ich plötzlich doch noch nach Oberhelfenschwil fahren will? Werde ich mich stärker als Baslerin fühlen? Oder wird schlicht gar nichts passieren, weil der Heimatort eben nicht mehr ist als ein paar Buchstaben?

Bratwurst mit Senf

Seit nunmehr 25 Jahren befindet sich mein Lebensmittelpunkt in Basel, ich habe hier die Schule beendet, studiert und ich arbeite hier. Auch meine Tochter kam hier, im «Fraueli», zur Welt. Wenn ich für einen Ort überhaupt Heimatgefühle aufbringen sollte, dann am ehesten für die Stadt am Rheinknie. Auch wenn mein Ostschweizer Dialekt noch durchdringt – das «Salat» statt «Salot» will einfach nicht über meine Lippen kommen. Aber ich esse

inzwischen Bratwürste mit Senf und kenne den Ablauf des «Vogel Gryff». Immerhin.

Das Einbürgerungsgesuch ist schnell bestellt. 350 Franken soll der Spass kosten, plus 150 Franken für den Verzicht aufs alte Bürgerrecht, sagt man mir. Eine Flut von Papieren bringt mir der Pöstler ins Haus, eine ebenso grosse Flut verlässt es wieder, nachdem ich all die Papiere zusammengestellt habe, die verlangt werden – und die selbstverständlich extra kosten: ausgefülltes Gesuch, Personenstandsanzeige (62 Franken für mich und meine Tochter), Verzichtserklärung fürs alte Bürgerrecht, Auszüge aus dem Betreibungs- und Konkursregister (je 18 Franken), Steuerausweis (40 Franken).

Also nochmals: Wieso? 620 Franken! Der Moment ist da, mich doch zu fragen, was mir das eigentlich bringt, den Heimatort zu wechseln.

Höchstens ein Phantomschmerz

Die Antwort ist einfach: Nichts. Zumindest nichts Materielles. Ich darf zwar nach erfolgtem positivem Bescheid Zünften beitreten und den Bürgerrat wählen, aber ich hab auch ohne all das recht gut gelebt.

Der Schweizer Heimatort hat keine Bedeutung mehr. Er ist ein Relikt. Punkt. Vorbei sind die Zeiten, als der Bürgerort zuständig war, wenn jemand verarmte. Heute gilt das Wohnortsprinzip: Sozial unterstützt wird man dort, wo man Steuern zahlt. Einzelne Gemeinden gewähren vielleicht noch Rabatt auf gewisse Leistungen. Auf ein Ster Holz zum Beispiel, das ein Prattler jedes Jahr abholen kann.

Die meisten Schweizer und Schweizerinnen sind genau zweimal im Leben auf den Heimatort angewiesen: Wenn sie einen Heimatschein für ihre erste eigene Wohnung in einer neuen Gemeinde brauchen oder wenn sie heiraten.

Den Heimatort wechseln hat heute also höchstens noch ideellen Charakter. Ihn zu verlieren, durch Gemeindefusion zum Beispiel, führt allerhöchstens zu einem Phantomschmerz.

So auch bei mir. Kein schlechtes Gewissen, keine Nostalgie. Und doch ist der Heimatort eine reine Gefühlssache, sowie die Frage nach der Heimat überhaupt: Es geht um das Gefühl der Zugehörigkeit. Und irgendwie ist es schöner, einem Ort zuzugehören, den man kennt. Deshalb bin ich zum Schluss gekommen: Wenn schon Heimat, dann Basel. Darunter kann ich mir wenigstens etwas vorstellen.

tageswoche.ch/+eh48q

Die Literaturkritik des 21. Jahrhunderts findet im Internet statt, oder etwa doch nicht? Sagen wir so: Sie kommt langsam in Fahrt. Ein Blick auf die Szene der Deutschschweiz.

Was können die Kritikerinnen im Netz?

Online



7 Tipps für die BuchBasel mit interaktiver Karte tageswoche.ch/+2vm7a

von Daniel Faulhaber

In Basel wird am 13. November der neunte Schweizer Buchpreis verliehen. Ein willkommener Anlass für die einen, die feuilletonistischen Krallen zu wetzen. Ein willkommener Anlass aber auch, sich nach dem literaturkritischen Treiben ausserhalb der Redaktionstuben umzuschauen.

Gibt es in der Schweiz so etwas wie eine Buchbloggerszene? Wie innovativ zeigt sich die literaturinteressierte Netzgemeinde hierzulande bei der Schaffung neuer Rezensionenformate im Internet? Und wird neu der Kanon von unten geschrieben?

Manuela Hofstätter: die Erste

Manuela Hofstätter ist eine Pionierin der helvetischen Online-Kritik. Ihr Blog Lesefieber.ch ist seit 2005 online und erreicht heute Besucherzahlen im 1000er-Bereich – pro Tag. Auf Twitter kratzt ihr Account an der 1000er-Marke. «Social Media ist enorm wichtig», lässt Hofstätter am Telefon verlauten, «dort findet der Austausch statt, dort werden Lesetipps und Textideen herumgereicht.»

Wie viele andere Blogs führt auch Lesefieber eine Blogroll, eine Liste mit Link-Hinweisen auf andere Blogs. Man kennt sich, unterstützt sich, empfiehlt sich.

Eine literaturkritische Online-Allianz gegen verstaubte Feuilletonisten? Hofstätter verneint: «Ich sehe uns Bloggerinnen viel eher als Ergänzung zum etablierten Kritikerbetrieb.»

Aber als gelernte Buchhändlerin hat Hofstätter noch heute die Klage vieler Kunden im Ohr, die Buchpreis-Literatur sei ihnen zu abgehoben und elitär. Dass darum die Kritiken in den grossen Zeitungen «ohne Fremdwörterbuch oft nicht zu

verstehen» sind, ist für Hofstätter die logische Antwort auf die Machart genau der Handvoll Bücher, die jeweils im Herbst zur Auswahl für den Buchpreis stehen.

Auf Lesefieber werden aus diesem Grund auch sonst wenig beachtete Raritäten besprochen. Der Blog macht aber auch keinen Bogen um die Nominierten des



«Die Literatur-Bloggerszene steckt bei uns noch in den Kinderschuhen.»

Nicole Forrer,
Betreiberin von «Favolas Lesestoff»

Schweizer Buchpreises. Von Kracht bis Steinbeck stehen sie alle fein säuberlich da. Denn: Der Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband (SBVV) nominierte dieses Jahr Hofstätter zur offiziellen Buchbloggerin für den Schweizer Buchpreis. Ein Engagement ohne Auflagen, wie sie versichert. Trotzdem ist es ein cleverer Schachzug des SBVV, der von Hofstätters

Zugang zu einer wohlwollenden Fanbase profitiert. Followerzahlen und Click-Ratings sind die Währung der Bloggerszene, und je stilsicherer der Blog, desto mehr Fans. Die Verlage honorieren das Engagement der Laienkritiker mit kostenlosen Rezensionsexemplaren – manchmal auch mit doppelbödigen Angeboten.

«Ich bekomme regelmässig Anfragen von Verlagen, ob sie auf meinem Blog einen Platz buchen können», erzählt Hofstätter, «die wollen meine Besprechungen ganz einfach kaufen.» Die Bloggerin lehnt solche Angebote ab. Aus der Community sah sie sich trotzdem schon mit dem Vorwurf konfrontiert, wegen der vielen besprochenen Diogenes-Titel «von denen gekauft zu sein». «Völlig lachhaft», sagt Hofstätter dazu, Diogenes sei halt der grösste Schweizer Verlag. Und doch achtet sie seither auf eine buntere Durchmischung der Bücher, die sie bespricht.

Freunde, Fantasy, Favola

Neben Lesefieber gibt es lediglich eine Handvoll weiterer deutschsprachiger Blogs mit Schweizer Domain, die regelmässig gefüttert werden. In der Sparte für jedes Lesealter gehört «Favolas Lesestoff» zu den meistfrequentierten. «Die Literaturbloggerszene steckt bei uns noch in den Kinderschuhen, wenn man sie zum Beispiel mit Deutschland vergleicht», sagt Nicole Forrer, die den Blog betreibt und soeben von der Frankfurter Buchmesse zurückgekehrt ist.

Forrer liest und bespricht zwischen 150 und 200 Bücher im Jahr, bei Hofstätter sind es unwesentlich weniger. Beide beschreiben sich als Liebhaberinnen, die ihre Community an ihren persönlichen Lese-Eindrücken teilhaben lassen wollen. Durchaus kritisch zwar, aber letztendlich immer wohlwollend.

Und das ist die Crux der privat initiierten Netzkritik. Auf den meisten Blogs treffen interessierte Leserinnen und Leser auf bibliophile Seelenverwandte, Online-Brieffreundschaften oder Lektüretipps. Bissige Besprechungen, die auch mal weh tun: Fehlanzeige.

In den meisten Fällen verharret die helvetische Blogkritik in einer affirmativen Schwärmerei, die entweder spezifische Interessen bedient («Favolas Lesestoff») oder aber den Kanon mit persönlich gefärbten Rezensionen begleitet (Lesefieber).

Schweizer Buchjahr: toller Start

Einen anderen Anspruch erhebt die noch taufrische Plattform «Schweizer Buchjahr». Dabei handelt es sich um ein Gemeinschaftsprojekt der Universität Zürich und einer Reihe literaturkritischer Magazine wie «Vice Versa», dem «Literarischen Monat» oder «Delirium».

Der «digitale Almanach», wie ihn der Mitbegründer und Professor für Literaturwissenschaft, Philipp Theisohn nennt, ist eigentlich eine Frühgeburt. Ursprünglich hätte das Projekt erst 2017 online gehen sollen, aber auf Anfrage der Buchpreis-Verantwortlichen fand der Launch bereits im Oktober statt. Theisohn ist Mitglied in der Buchpreis-Jury und verzichtet daher bis nach der Buchpreis-Verleihung auf eine publizistische Teilnahme.

Der erste Blogbeitrag verspricht kokett, dass man hier «alles» erfahre, «was Sie über den Buchpreis wissen müssen und niemals zu erfahren hofften». Man habe ein Team zusammengestellt, «das kein Blatt vor den Mund nimmt». Und Theisohn umschreibt die Blogmission so: «Wir wollen ein gewisses Niveau haben und anhand neuer Literatur über Diskurse in der Schweiz nachdenken.»

Der Blog startet vielversprechend. Die Themenwahl ist breit (neben den obligaten Rezensionen finden sich Analysen zur Bedeutung des Buchpreises für Bibliotheken und Fragen zur Lage der schreibenden Nachwuchsnation) und wagt sich durchaus ins Abseits ausgetretener Debattenpfade. Erfreulich ist der Fokus auf die Schweiz, anstrengend dagegen die unübersichtliche Zahl Rubriken.

Zudem stellt sich auch in diesem Fall die Frage, wer durch diesen Blog bedient und zur Teilnahme eingeladen wird. Denn die Texte sind klug, aber für Normalsterbliche ohne Wörterbuch nicht zu verstehen, um es wie Hofstätter zu formulieren.

Tell-review: der Streber

Bleibt noch ein Blick auf den Online-Salon Tell der Zürcher Journalistin und Autorin Sieglinde Geisel. Das «Magazin für Literatur und Zeitgenossenschaft» ist das Desiderat einer engagierten Debatte zur Lage der deutschsprachigen Literaturkritik, die auf der Rezensionenplattform Perlentaucher ausgetragen wurde und im März 2016 zur Gründung von Tell führte.

Streng genommen ist Tell also keine Schweizer Plattform, wir nehmen in diesem Fall die Schweizer Urheberschaft als Kriterium für die Aufnahme in unsere Rundschau.

Ein Besuch bei Tell veranschaulicht, was Blogs zu leisten im Stande sind, wenn sie regelmässig gefüttert und sorgfältig moderiert werden: Unter den Beiträgen entspinnen sich angeregte Diskussionen, die ohne die in Zeitungsforen üblichen Gehässigkeiten auskommen.

Hier werden im Forum die Meinungen der Kulturjournalistinnen und Autoren kritisch seziert und beleuchtet – in diesem Gesprächsklima funktioniert das einfach nicht mehr mit der simplen Daumen-hoch-Daumen-runter-Methode.

Auf Tell findet tatsächlich eine Demokratisierung der Kritik statt. Und das hat eine ganze Menge mit dem Internet zu tun.

Was die Profis denken

Und was sagen eigentlich die Berufskritiker zur Schweizer Bloggerszene? Sowohl Martin Ebel, Literaturredaktor beim «Tages-Anzeiger», als auch Nicola

Steiner, Moderatorin des SRF-Literaturclubs, geben an, hin und wieder bei Tell vorbeizusurfen. Abgesehen davon nutzt Ebel «gar keine Literaturblogs».

Steiner hält fest, dass typische Blogs selten über das «subjektive Geschmacksurteil der Schreibenden» herauskommen und fügt lakonisch an: «Wir wissen ja, dass subjektive Äusserungen einer Kritikerperson nicht selten zu einer Diskreditierung derselben führen.»

Weder Steiner noch Ebel fürchten die Konkurrenz aus dem Netz. Ebel glaubt nicht, dass der Kanon neu von unten geschrieben werde.

Zu Recht. Die Schweizer Literaturbloggerszene hat mit Schweizer Buchjahr erfreulichen Zuwachs bekommen, ist aber noch weit davon entfernt, die Spielwiese Internet mit derart kreativen Ideen zu besamen, wie das etwa die Leute aus dem Fashion-Bereich tun.

Das grosse Frühlingserwachen lässt noch auf sich warten.

tageswoche.ch/+5gl84

×

Manuela Hofstätters Kritiken wollen Tausende lesen.

FOTO: TOMAS WÜTHRICH



Seit 30 Jahren ist er mit den Lombego Surfers unterwegs. Nun erscheint ein Filmporträt über Anthony Thomas.

«Tony lebt vor, was Rock'n'Roll bedeutet»

von Marc Krebs

Der Film «Tony, You Rock» eröffnet den Blick auf eine Band, die seit 30 Jahren rockt und rollt: die Lombego Surfers aus Basel respektive ihren Leader Anthony «Tony» Thomas. Der gebürtige Amerikaner – und frisch gekürte Gewinner der Publikumswahl im Rahmen des Basler Poppreises – ist auch mit 63 Jahren unermüdlich auf Tour. Denn er kann die Finger nicht von der Gitarre lassen, wie der Film eindrücklich dokumentiert.

Anders als herkömmliche Rock-Dokumentationen, legt dieser Film keinen Wert auf Vollständigkeit: Man erfährt nichts über die Songtexte, über den beruflichen Alltag oder das Familienleben abseits der Bühne. Es ist vielmehr eine Momentaufnahme aus dem Tourleben, zwischen Punkclub, VW-Bus und Schlafsack.

Die Abenteuerlust, die Unbeirrbarkeit hat Matthias Willi mit seinen Kameras festgehalten. Den Fotografen und Filmemacher kennt man in der Basler Musikszene noch von früher, war Willi doch in den 1990er-Jahren Sänger bei der Punkrockband Toxic Guineapigs. Am Schlagzeug sass damals Olivier Joliat, heute Drummer bei den Lombego Surfers.

Nach einer Nacht auf dem Sofa schläft Anthony Thomas gerne ein Stündchen im Tourbus.

FOTO: MATTHIAS WILLI





Matthias Willi, wie haben Sie Anthony Thomas kennengelernt?

Über eine Ausstellung, die er mit seiner Frau Sue jeweils während der Art-Woche mitorganisiert: «PingPong». Ich habe mehrmals daran teilgenommen. Erstmals vor zehn Jahren. Aber ich kenne ihn auch als Musiker, bewundere seinen Sinn für Rock'n'Roll. Und finde, dass diese Arbeit mehr Respekt verdient hat. Darum hab ich mich entschlossen, diesen Film zu drehen.

Was ist dieser Film für Sie: eine Hommage oder eher ein Freundschaftsdienst?

Eher eine Hommage, auch wenn ich dieses Wort selber nicht verwenden würde. Mit Tony verbinde ich Musikgeschichte: Er wuchs in den 1960er-Jahren in Boston auf, hat stilprägende Musiker wie Jimi Hendrix oder Led Zeppelin live gesehen. Und lebt mit den Lombego Surfers seit 30 Jahren vor, was Rock'n'Roll bedeutet. Er hat sich mit Haut und Haar seiner Musik verschrieben, kompromisslos, egal, wie viele Leute seine Platten kaufen und an Konzerte kommen. Diese Haltung finde ich faszinierend, wie er seine Leidenschaft lebt, völlig egal, ob das zu Ruhm führt oder nicht.

Eine der berührenden Szenen ist jene, in der Tony nach einem Konzert seinen alten Schlafsack auspackt und ihn über ein abgewetztes Sofa legt.

Man fragt sich voller Bewunderung: Warum tut sich der Mann das an, würden wir das mit 60 noch machen?

Würden wir das mit 40 noch machen? Ich ziehe wirklich meinen Hut vor einem Menschen wie ihm, der für seine Leidenschaft lebt. Ich war für diesen Film zehn Tage mit der Band auf Tour und staunte darüber, wie irrelevant Aspekte wie «Haben wir ein Bett oder nicht» für ihn sind. Er nimmt viele Tourstrapazen hin, so scheint es, weil er am Ende alles dem grossen Ganzen unterordnet: seiner Musik.

Nichts übertrifft das Glücksgefühl eines Livekonzertes?

Ja. Für ihn spielt es auch keine Rolle, wie viele Leute vor der Bühne stehen, ob 20 oder 200 ist egal. Er kniet sich jedes Mal rein. Und die Fans sind ebenso loyal zu ihm. In einer Dorfkneipe im Erzgebirge, nahe der tschechischen Grenze, habe ich Musikkonsumenten getroffen, für die die Lombego Surfers die beste Band der Welt sind. Und

sie sind keine Ausnahmen: So treue Fans findet man über ganz Europa verteilt.

Das Leben abseits des Tourbusses zeigen Sie nicht, das heisst, das Porträt macht Halt vor dem familiären Alltag. Warum?

Tony ging es um sein Wirken als Musiker. Ich hätte ihn gerne bei einer privaten Gitarrenstunde gezeigt, er gibt ja noch immer Unterricht. Aber das wollte er nicht.

Ein bisschen irritierend ist auch, dass der langjährige Lombego-Bassist Pascal Sandrin nicht zu Wort kommt.

Als ich den Film im Herbst 2015 drehte, konnte Pascal aus gesundheitlichen Gründen nicht auf Tour gehen. An seiner Stelle sprang Luc Montini ein, den ich im Film reden lasse, weil mich die Optik seiner Generation – die auch meine ist – besonders interessierte. Als Kontrast zum alternenden Rockmusiker. Tony ist jetzt 63 – aber ein dermassen atypischer Rentner, dass man ihn für seine Attitude bewundern muss.

Er ist Rentner?

Ja, frühpensioniert. Er hat Teilzeit als Musiklehrer in Birsfelden gearbeitet.

Das erfährt man allerdings nicht im Film. Ebenso unklar bleibt, warum er als Amerikaner eigentlich in Basel geblieben ist ...

Ich bin keinem Drehbuch gefolgt, sondern habe den Film nach meinem Gefühl gemacht. Mir ist bewusst, dass man die Geschichte anders steuern, erzählen könnte. Aber das wollte ich nicht. Mir ging es um meine persönliche Sicht, darum habe ich ganz bewusst alles alleine gemacht, vom Film über den Ton bis zum Schnitt.

Das «Do It Yourself»-Prinzip, also ganz im Sinne des Punk?

Ja. Natürlich auch, weil ich kein Budget hatte. Aber ich glaube auch, dass ich mit einem ganzen Filmteam nie eine solche Intimität hingekriegt hätte. Kommt hinzu, dass es im Bus nur noch Platz für mich hatte. Mehr wollte ich auch nicht, es ging mir um die persönliche Begegnung, um meinen Blick auf Tony.

Mit einer Länge von 40 Minuten machen Sie sich keinen Gefallen, was die Verwertung des Films angeht, sei es im Kino oder im TV.

Stimmt. Ich habe den Film nach meinem Gefühl gemacht, ohne Blick auf die Guidelines von TV-Sendern. Wir gleisen im Moment eine kleine Tour durch die Schweiz auf, bei der wir den Film zeigen und Tony ein akustisches Set spielt. Also eine Filmvorführung und eine kleine Liveshow. Und für jene, die nicht an die Premiere kommen, aber auch nicht weiter warten können, sei hier verraten: Ab Sonntag stelle ich den Film online. Ich möchte, dass er möglichst viele Leute erreicht.

tageswoche.ch/+zxaig

Premiere, Samstag, 12.11.2016, Neues Kino Basel, ab 21 Uhr, danach Live-Set von Anthony Thomas sowie DJs. Film online verfügbar ab Sonntag, 13.11.16 unter www.matthiaswilli.ch

Konzert



Wüstenblues im Rossstall

Mit ihrem Sound haben sie eine Brücke geschlagen zwischen Weltmusik und Rock'n'Roll: Tinariwen. 1979 lernten sich die Musiker in Libyen kennen und gelten seither als wichtige Stimme der unterdrückten Tuareg in Nordafrika. Für ihr vielfältiges Spektrum und ihr Album «Tassili» wurden sie 2012 mit einem Grammy geehrt, jetzt geben sie eine schweizexklusive Show.

Kaserne, Basel. Donnerstag, 17. November, 21 Uhr.
www.kaserne-basel.ch

Installation

Science-Fiction im HeK

Man stelle sich vor, irgendwann in der Zukunft: Ein Konzert hat ein Virus ausgesetzt, dieses befällt die Menschen und nimmt ihnen das Verlangen, Intimität zu verspüren. Dagegen kann man ankämpfen. Künstlerin Shu Lea Cheang lädt mit ihrer Installation «UKI – Enter the BioNet» zum Science-Fiction-Game.

Haus für elektronische Künste, Basel, bis 13. November, jeweils 12 bis 18 Uhr.
www.hek.ch

Kinoprogramm

Basel und Region 11. bis 17. November

ANZEIGE



EXKLUSIVE VORTEILE
SCHWEIZWEIT GÜLTIG

PATHE PASS

UNLIMITIERTES
KINOVERGNÜGEN

40.^{CHF} / MONAT

Konditionen an der Kinokasse und online erhältlich.

BASEL MI STADT PATHE MI KINO

pathe.ch/basel

BASEL	CAPITOL
Steinenvorstadt 36	kitag.com
• DOCTOR STRANGE 20.00–FR/MO/DI: 14.00 FR-DI: 17.00 ^{E/d/f}	[12/10 J]
• JACK REACHER: KEIN WEG ZURÜCK 14.00/17.00/20.00 ^{E/d/f}	[14/12 J]
• FINDET DORIE SA/SO/MI: 14.00 ^D	[4/4 J]
• PHANTASTISCHE TIERWESEN UND WO SIE ZU FINDEN SIND MI: 17.00 ^{E/d/f}	

KULT.KINO ATELIER	
Theaterstr. 7	kultkino.ch
• MR. GAGA 12.10 ^D	[6/4 J]
• FINSTERES GLÜCK FR/SA/MO-MI: 12.15–SO: 11.00 ^{Dial.}	[12/10 J]
• JHERONIMUS BOSCH 12.20/17.15 ^{Ov/d}	[6/4 J]
• MAPPLETHORPE: LOOK AT THE PICTURES 12.20/19.00 ^D	[16/14 J]
• BARAKAH MEETS BARAKAH 14.00 ^{Arab/d/f}	[16/14 J]
• TONI ERDMANN 14.00 ^D	[12/10 J]
• CAFÉ SOCIETY 14.15/20.45–FR-MO/MI: 18.30 ^{E/d}	[10/8 J]
• LA FILLE INCONNUE 14.20–FR-DI: 18.45 ^{F/d}	[12/10 J]
• TSCHICK 14.30 ^D	[12/10 J]
• CÉZANNE ET MOI 15.45 ^{F/d}	[8/6 J]
• DIE WELT DER WUNDERLICHEN 16.15–FR-DI: 20.30–MI: 21.15 ^D	[0/0 J]
• HIERONYMUS BOSCH 16.20 ^{Ov/d}	[12/10 J]
• LA DANSEUSE 16.30/21.00 ^{F/d/f}	[12/10 J]
• CAPTAIN FANTASTIC FR-DI: 18.00–MI: 19.00 ^{E/d/f}	[12/10 J]
• FRANTZ 18.15 ^{Ov/d/f}	[12/10 J]
• HELL OR HIGH WATER FR-MO/MI: 20.30 ^{E/d}	[16/14 J]
• RAVING IRAN 21.15 ^{Ov/d}	[8/6 J]
• UN JUIF POUR L'EXEMPLE SO: 11.00 ^D	[14/12 J]
• LA TORTUE ROUGE SO: 12.30 ^{Ov/d}	[8/6 J]
• Opera: LES CONTES D'HOFFMANN MI: 19.00 ^{Ov/d}	
• DIE STIMME DES WALDES ANSCHL. GESPRÄCH MIT PAVEL JIRADEK	

KULT.KINO CAMERA	
Rebgasse 1	kultkino.ch
• ALPZYT 14.00 ^{Dialekt}	[8/6 J]
• DON'T CALL ME SON 14.15/18.30 ^{Ov/d}	[16/14 J]
• WILD PLANTS 16.00–SO: 12.00 ^{Ov/d}	[12/10 J]
• LOU ANDREAS-SALOMÉ 16.15 ^D	[12/10 J]
• MA LOUTE 18.15 ^{F/d}	[12/10 J]
• SNOWDEN 20.30 ^{E/d}	[12/10 J]
• LA PAZZA GIOIA 20.45 ^{Ov/d}	[16/14 J]
• NEBEL IM AUGUST SO: 11.45 ^D	[12/10 J]

NEUES KINO	
Klybeckstr. 247	neueskinobasel.ch
• SUNA NO ONNA FR: 21.00 ^{Jap/d}	

PATHÉ KÜCHLIN	
Steinenvorstadt 55	pathe.ch
• DIE INSEL DER BESONDEREN KINDER - 3D FR: 12.40–SA-MI: 13.00 ^D	[12/10 J]
• BRIDGET JONES'S BABY 15.20–FR/MO/DI: 12.45 FR: 18.00/20.40–MOVIE NIGHT SA/MO: 20.45–SO/DI: 18.10 MI: 20.15 ^D	[10/8 J]
• INFERNO 15.20–FR/MO/DI: 12.45 FR: 20.30–MOVIE NIGHT SA/MO/MI: 20.35–SA: 23.15 SO/DI: 18.00 ^D	[14/12 J]
• THE GIRL ON THE TRAIN FR/MO/DI: 12.50 FR/SO-MI: 15.20–FR/SA: 18.00 FR: 2.00–SA: 14.20/23.15 SO/DI: 20.20–MO/MI: 17.50 ^D FR: 20.30–SA: 20.50 SO/DI: 17.50–MO/MI: 20.20 18.00/2.00/20.30 MOVIE NIGHT	[16/14 J]
• WILLKOMMEN BEI DEN HARTMANN'S FR/MO/DI: 12.50–FR-DI: 15.20 FR: 18.00/20.30 SA: 4.00/22.40–SA-MI: 17.50 SA-DI: 20.15 ^D	[12/10 J]
18.00/20.30/4.00 MOVIE NIGHT	

• DR. STRANGE - 3D 15.30–FR/MO/DI: 13.00 FR: 20.45 MOVIE NIGHT SA/MO/MI: 20.30–SA: 23.00 SO/DI: 18.00–MI: 12.45 ^D SA/SO: 10.30–SA/MO/MI: 18.00 SO/DI: 20.30 ^{E/d/f}	[12/10 J]
• DR. STRANGE FR: 18.00 ^{E/d/f} (MOVIE NIGHT)	[12/10 J]
• JACK REACHER: KEIN WEG ZURÜCK 13.00/15.30/18.00 FR/SO-MI: 20.30–FR: 3.40 SA/SO: 10.30–SA: 22.45 ^D FR/DI: 13.00–FR: 23.00 SA/MO/MI: 20.15–SA: 23.10 SO/DI: 18.00–MO: 15.30 ^{E/d/f} 23.00/3.40, FR: 18.00/20.30 MOVIE NIGHT SO: 18.00/20.30 DELUXE	[14/12 J]
• THE ACCOUNTANT FR: 15.20–SA/MO/MI: 20.20 SO/DI: 15.40 ^{E/d/f} FR: 18.00/20.40/1.30 ^D MOVIE NIGHT	[16/14 J]
• MASTERMINDS FR/DI: 15.30–FR: 23.00 SA/MO/MI: 18.00–SO/DI: 20.30 MO: 13.00 ^{E/d/f} FR: 18.00–SA: 4.10/20.30 ^D 23.00/4.10, FR: 18.00 MOVIE NIGHT SA: 20.30 MOVIE & DINE	[14/12 J]
• HELL OR HIGH WATER FR/MO/MI: 18.00–FR/SA: 23.00 SO/DI: 20.30 ^{E/d/f} FR: MOVIE NIGHT	[16/14 J]
• UNSERE ZEIT IST JETZT FR: 20.25/23.15/3.50 ^D MOVIE NIGHT	[12/10 J]
• BAD MOMS FR: 23.10/2.10 MOVIE NIGHT SA/MO/MI: 15.45–SO/DI: 18.20 ^D SA: 4.15 ^{E/d/f} MOVIE NIGHT	[14/12 J]
• OUIJA: URSPRUNG DES BÖSEN FR: 23.10–SA: 4.20/23.20 ^D SA: 4.20, FR: MOVIE NIGHT	[16/14 J]
• BLAIR WITCH FR: 23.20/1.30 ^D MOVIE NIGHT	[14/12 J]
• SNOWDEN FR: 23.30/1.15 ^D MOVIE NIGHT	[12/10 J]
• WAR DOGS FR: 1.25 ^D MOVIE NIGHT	[12/10 J]
• THE PURGE: ELECTION YEAR FR: 1.45 ^D MOVIE NIGHT	[16/14 J]
• SMS FÜR DICH SA: 4.00 ^D MOVIE NIGHT	[12/10 J]
• NERVE SA: 4.05 ^D MOVIE NIGHT	[12/10 J]
• TROLLS SA: 10.10/12.15–SO: 11.10 SO/MI: 13.15 ^D	[0/0 J]
• TROLLS - 3D SA/SO: 10.45 SA/SO/MI: 13.00/15.30 ^D	[0/0 J]
• FINDET DORIE - 3D SA/SO: 10.20–SA/SO/MI: 12.45 ^D	[0/0 J]
• FINDET DORIE SA/SO/MI: 13.00 ^D	[0/0 J]
• KUBO - DER TAPFERE SAMURAI - 3D SA/SO: 10.45 ^D	[8/6 J]
• STÖRCH - ABENTEUER IM ANFLUG - 3D SA: 11.00–SA/SO: 13.00 SO: 10.50 ^D	[6/4 J]
• STÖRCH - ABENTEUER IM ANFLUG SA/SO: 11.20–SA/SO/MI: 13.20 ^D	[6/4 J]
• COMÉDIE-FRANÇAISE: ROMEO ET JULIETTE SA: 17.15 ^F	[0/0 J]
• PHANTASTISCHE TIERWESEN UND WO SIE ZU FINDEN SIND - 3D MI: 15.15/18.00/20.45 ^D	

PATHÉ PLAZA	
Steinentorstr. 8	pathe.ch
• MASTERMINDS FR: 13.40/15.50 FR/SO-MI: 20.30 SA-MI: 14.00/16.10/18.20 SA: 23.00 ^D FR: 20.30 MOVIE NIGHT	[14/12 J]
• INFERNO FR: 18.00 ^D MOVIE NIGHT	[14/12 J]
• DR. STRANGE FR: 22.40 ^D MOVIE NIGHT	[12/10 J]
• DIE GLORREICHEN SIEBEN FR: 1.20 ^D MOVIE NIGHT	[14/12 J]
• JACK REACHER: KEIN WEG ZURÜCK SA: 20.30 ^D	[14/12 J]

REX	
Steinenvorstadt 29	kitag.com
• BRIDGET JONES'S BABY FR-DI: 14.30–FR-MO/MI: 20.30 ^{E/d/f}	[10/8 J]
• CAFÉ SOCIETY 15.00/21.00–FR-MO/MI: 18.00 ^{E/d}	[10/8 J]
• INFERNO 17.30 ^{E/d/f}	[14/12 J]
• KITAG CINEMAS Opera Live: LES CONTES D'HOFFMANN DI: 19.15 ^{F/d}	[4/4 J]
• PHANTASTISCHE TIERWESEN UND WO SIE ZU FINDEN SIND MI: 14.30 ^D	

STADTKINO	
Klosterergasse 5	stadtkinobasel.ch
• I'M NOT ANGRY! FR: 16.00–SA: 22.15 ^{Ov/e}	
• PARIS, TEXAS FR: 18.15–MI: 20.30 ^{E/d}	[12/10 J]

• THE BRICK AND THE MIRROR FR: 21.00 ^{Ov/e}	
• DON'T COME KNOCKING SA: 15.15 ^{E/d/f}	[12/10 J]
• STILL LIFE SA: 17.30 ^{Ov/d/f} MIT VORFILM: SALESS: FAR FROM HOME	
• LES BEAUX JOURS D'ARANJUEZ SA: 20.00 ^{F/d}	[12/10 J]
• DIE ANGST DES TORMANN'S BEIM ELMETER SO: 13.15 ^D	[12/10 J]
• TEN SO: 15.15 ^{Ov/e}	[12/10 J]
• FALSCHER BEWEGUNG SO: 17.30 ^D	[16/14 J]
• LATE SPRING SO: 20.00 ^{Jap/d/f}	[12/10 J]
• ERLEBTE SCHWEIZ: WOHNEN IN DER STADT MO: 18.30	
• EIN FILM- UND DISKUSSIONSABEND IM LAUF DER ZEIT MO: 20.30	[12/10 J]
• BUCHVERNISAGE: REX, ROXY, ROYAL MIT FILM, APERO, BUCHVERKAUF, DISCO MI: 18.00 BUCHVERNISAGE UND FILM-VORFÜHRUNG VON SHERLOCK JR.	

STUDIO CENTRAL	
Gerbergasse 16	kitag.com
• WILLKOMMEN BEI DEN HARTMANN'S 14.45/20.15 ^D	[12/10 J]
• THE GIRL ON THE TRAIN 17.30 ^{E/d/f}	[16/14 J]

FRICK	MONTI
Kaistenbergstr. 5	fricks-monti.ch
• JACK REACHER: KEIN WEG ZURÜCK FR-SO: 20.15 ^D	[14/12 J]
• TROLLS - 3D SA/SO/MI: 15.00 ^D	[0/0 J]
• BRIDGET JONES'S BABY SA: 17.00 ^D	[10/8 J]
• STÖRCH - ABENTEUER IM ANFLUG - 3D SO: 13.00 ^D	[6/4 J]
• INFERNO SO: 17.00 ^D	[14/12 J]
• KUBA - LIVE-REPORTAGE VON CHRISTIAN ZIMMERMANN MO: 20.15 ^{Ov}	

LIESTAL	ORIS
Kanonengasse 15	oris-liestal.ch
• BRIDGET JONES'S BABY FR/MI: 18.00–SA: 17.45 ^D	[10/8 J]
• JACK REACHER: KEIN WEG ZURÜCK FR: 20.30–SA-MO: 20.15 ^D	[14/12 J]
• DR. STRANGE FR: 22.55 ^D	[12/10 J]
• DR. STRANGE - 3D SA: 22.45 ^D	[12/10 J]
• TROLLS SA: 11.00–SO: 13.30 ^D	[0/0 J]
• FINDET DORIE SA: 13.30–SO: 11.00 ^D	[0/0 J]
• STÖRCH - ABENTEUER IM ANFLUG - 3D SA: 15.45 ^D	[6/4 J]
• STÖRCH - ABENTEUER IM ANFLUG SO: 15.45–MI: 16.00 ^D	[6/4 J]
• ALPZYT MO: 18.00 ^{Dialekt}	[8/6 J]
• Opera: LES CONTES D'HOFFMANN DI: 19.00 ^{Ov/d}	
• PHANTASTISCHE TIERWESEN UND WO SIE ZU FINDEN SIND MI: 13.30 ^D	
• PHANTASTISCHE TIERWESEN UND WO SIE ZU FINDEN SIND - 3D MI: 20.30 ^D	

SPUTNIK	
Poststr. 2	palazzo.ch
• LA DANSEUSE FR/SA: 18.00–SO: 15.45 DI/MI: 20.15 ^{F/d}	[12/10 J]
• CAFÉ SOCIETY FR-MO: 20.15–DI/MI: 18.00 ^{Ov/d}	[10/8 J]
• LA FILLE INCONNUE SO: 11.00–MI: 15.30 ^{F/d}	[12/10 J]
• PETERSSON UND FINDUS Das schönste Weihnachten überhaupt SO: 14.00 ^D	[0/0 J]
• SE DIO VUOLE SO: 18.00 ^{Ov/d}	[16 J]
• LOLA MO: 18.00 ^{Ov/d}	[16 J]
• DIE WELT DER WUNDERLICHEN DI: 12.15 ^D	[0/0 J]

SISSACH	PALACE
Felsenstrasse 3a	palacesissach.ch
• STÖRCH - ABENTEUER IM ANFLUG SA/SO-MI: 16.00 ^D	[6/4 J]
• CAFÉ SOCIETY SA-MI: 18.00 ^{E/d/f}	[10/8 J]
• WILLKOMMEN BEI DEN HARTMANN'S SA-MI: 20.30 ^D	[12/10 J]
• TOMORROW - DEMAIN SO: 10.30 ^{Ov/d} PRO NATURA BL LÄDT EIN MIT ANSCHLIESSENDEM BIO-APERÖ	[8/6 J]



Das wohl berühmteste Selbstporträt von Mapplethorpe als Projektion. FOTO: GETTY IMAGES

Kultwerk #254

Robert Mapplethorpe klatschte dem pruden Amerika Bilder vor die Nase, dass es vor Schreck die Polizei anrief.

Zwischen Museum und Gerichtssaal

von Andreas Schneitter

Er hinterliess eine Zeitbombe, als er am 9. März 1989 an Aids starb. Wenige Monate vor seinem Tod eröffnete Robert Mapplethorpe seine letzte grosse Ausstellung «The Perfect Moment», eine Retrospektive von 125 Bildern aus über 20 Jahren fotografischen Schaffens. Die Ausstellung beinhaltete Porträts, schwarzweisse Stillleben von Blumenblüten, Aktfotos von schwarzen Männern.

Und jene Handvoll Fotos aus seiner Reihe «X», die ein Jahr nach seinem Tod den Direktor eines renommierten Museums für Gegenwartskunst vor Gericht brachte: Fotos von Männern, die sich in den Mund urinieren. Oder die Faust in

den Anus stecken. Und ein Selbstporträt von Mapplethorpe, der Kamera den Hintern zugewandt, darin steckt eine Reiterpeitsche.

Schaut euch das an!

«Look at the pictures!» heisst der Film der Dokumentarfilmer Fenton Bailey und Randy Barbato (u.a. «Inside Deep Throat») über den amerikanischen Fotografiekünstler Robert Mapplethorpe, der diesen Monat in die Schweizer Kinos kommt. Mit dem Titel führt er gleich in den Skandal hinein, den «The Perfect Moment» auslöste: Look at the pictures! – mit diesem Aufruf warb der homophobe US-republikanische Senator Jesse Helms im Herbst 1989, kurz nach Mapplethorpes Tod, für ein Verbot der Vermächtnisausstellung.

Die Brandrede zeigte Wirkung: Wurde «The Perfect Moment», als Wanderausstellung konzipiert, an ihren ersten Gastorten Philadelphia und Chicago von der Presse noch enthusiastisch gefeiert, übernahmen danach konservativ-christliche Familienorganisationen den Diskurs.

Vorerst mit Erfolg: In Washington sagte eine Galerie die geplante Ausstellung wieder ab, in Cincinnati liess die Staatsanwaltschaft das örtliche Museum für Gegenwartskunst polizeilich schliessen, nachdem «The Perfect Moment» dort im März 1990 eröffnet worden war. Und sie zitierte Museumsdirektor Dennis Barrie vor Gericht. Der Vorwurf: Öffentliche Zurschaustellung von Obszönität.

Es war ein Novum – nie zuvor wurde in den USA ein anerkanntes Museum wegen einer Ausstellung verklagt. Bei einer Verurteilung drohten Barrie zwei Jahre Haft.

Zwischen Kunst und Kontroverse

Der Aufruhr, den «The Perfect Moment» verursachte, spiegelt den moralischen Kulturkampf der USA in den Achtzigerjahren wider. Eingeläutet hatte ihn die konservative Wende in der Präsidentschaft Reagans und er war gekennzeichnet durch christlichen Rigorismus, traditionelle Familienbilder, Abtreibungsverbote – und den Kampf gegen Pornografie, die durch den Videomarkt und die Liberalität der Siebzigerjahre ein ungeheuerliches Wachstum erfuhr.

Erschwerend im Fall Mapplethorpe kam für das Rückzugsgefecht des weissen Puritanismus sein Spätwerk «Black Males» hinzu, eine Aktserie über afroamerikanische Männer. Dessen bekanntestes Bild «Man in a Polyester Suit» zeigt einen Mann in Anzug, dessen Penis zur Hose heraus hängt. Das Bild – wie die ganze Serie in «The Perfect Moment» eingegliedert – erreichte später ikonischen Status in Mapplethorpes Gesamtwerk.

In der beiläufig kühlen Arrangierung des Objekts stachelte es allerdings den rassistisch motivierten «Penisneid» des weissen Mannes vor dem schwarzen Konkurrenten an. So vermutete es der Anwalt H. Louis Sirkin, der 1990 das Museum für Gegenwartskunst von Cincinnati vor Gericht verteidigte.

Robert Mapplethorpe, der sich offen in der Gay- und Sadomaso-Szene von New York bewegte, wurde postum zu einer Zielscheibe – und mit ihm die Freiheit der Kunst.

Die Jury, in der weder Kunstsachverständige sassen noch sonst irgend jemand, der Einblick in Mapplethorpes Gesamtwerk genommen hatte, beriet sich keine zwei Stunden und kam dabei zum Schluss: Die Fotos sind Kunstwerke und nicht bloss Pornografie. Das Museum und dessen Leitung wurde in allen Punkten freigesprochen.

tageswoche.ch/+0agzf

×

«Mapplethorpe: Look At The Pictures» läuft im Kultkino Atelier Basel.



Ein Denkmal für den «General» in seinem Heimatort Rütenberg. FOTO: MARTIN STOHLER

Zeitmaschine

Er suchte in Kalifornien das Glück und endete bankrott. Ein neuer Roman erzählt nun die Geschichte von «General» Sutter.

Ein Selbstdarsteller im Goldfieber

von Martin Stohler

Ob Johann August Sutter das Zeug zu einem erfolgreichen Geschäftsmann hatte, ist umstritten. Mit Sicherheit war der «Kaiser von Kalifornien», wie Luis Trenker Sutter in seinem gleichnamigen Filmepos von 1936 bezeichnete, ein begnadeter Selbstdarsteller.

Sutter, dessen Vater das Bürgerrecht der Oberbaselbieter Gemeinde Rütenberg besass, kam am 23. Februar 1803 im badischen Kandern zur Welt und starb am 20. Juni 1880 in Washington, D.C. Nach einer Lehre in der Thurneysenschen Verlagsbuchhandlung in Basel arbeitete Sutter zunächst in Tuchhandlungen in Aarburg und Burgdorf.

1828 heiratete er Anna Dübeld und gründete mit einem Darlehen seiner Schwiegermutter in Burgdorf eine eigene Tuch- und Kurzwarenhandlung. Sechs Jahre später war Sutter bankrott.

Darauf setzte er sich hoch verschuldet nach Amerika ab. Seine mit den Kindern zurückgelassene Ehefrau Anna sollte er

erst im Jahr 1850 wiedersehen, als er sie nach Kalifornien holen liess.

In Kalifornien, das zunächst noch zu Mexiko gehörte, baute Sutter in den 1840er-Jahren rund um sein Fort in «Neu-Helvetien» ein kleines Imperium auf. Dabei ging er hohe finanzielle Risiken ein. Als 1848 Gold auf seinem Land gefunden wurde und sich massenweise Goldgräber darauf breitmachten, setzte der Niedergang seines kleinen Reiches ein.

Rohstoff für Schriftsteller

Die USA, zu deren 31. Bundesstaat Kalifornien 1850 wurde, verliehen Sutter zwar den Ehrentitel «General», doch seine von Mexiko erhaltenen Landrechte wollten sie nur zum Teil anerkennen. Sutter ging vor Gericht, hatte mit seinen Klagen aber keinen Erfolg.

Sutters abenteuerliches Leben lieferte wiederholt den Rohstoff für literarische Werke. Eine erste grössere biografische Skizze erschien 1868 in der «Basellandschaftlichen Zeitung». Später legte sie der «Verein für Verbreitung guter Schriften» als Broschüre wiederholt neu auf.

Ihr Verfasser hiess Martin Birmann (1829–1880) und war von Sutters Heimatgemeinde Rütenberg nach dessen Flucht nach Amerika als Beistand für die in der Schweiz zurückgelassene Frau Sutters eingesetzt worden und stand mit ihm über Jahre in Briefkontakt.

Birmanns Schrift gibt weitgehend die Sicht Sutters wieder und zeichnet den Gründervon Neu-Helvetien als tragischen Helden, der seinen zuvor mühsam errungenen Reichtum verliert, als Horden von Abenteurern über Sutters Ländereien herfallen und das Gold selbst Sutters Mitarbeitern den Kopf verdreht.

Der andere Sutter

An Birmann anknüpfend spann Blaise Cendrars 1925 mit seinem Erfolgsroman «L'or» die Sutter-Legende weiter. Damit war das Fundament für Sutters Nachruhm auch in seiner alten Heimat gelegt (in den USA blieb er als einer der Kolonisatoren Kaliforniens in Erinnerung).

In der Folge war Sutter immer wieder Gegenstand historiografischer Werke. Zudem werben sein Name und sein Porträt seit über 70 Jahren für einen Baselbieter Kirsch aus Sissach, und 1953 errichtete Rütenberg seinem prominenten Bürger ein kleines Denkmal.

Auch auf der literarischen Agenda konnte Sutter seinen Platz behaupten. So widmete ihm Stefan Zweig in seinen «Sternstunden der Menschheit» (1927) eine historische Miniatur, der Baselbieter Schriftsteller Traugott Meyer legte 1953 in Baselbieter Mundart den Roman «Dr Gänneral» vor und der Basler Schriftsteller Jürg Weibel unterzog in «Saat ohne Ernte» (1980) Sutters Lebensgeschichte einer literarischen Prüfung und bettete sie historisch tiefer ein.

Mit ihrem eben erschienenen Sutter-Roman betritt Helen Liebendörfer demnach kein literarisches Neuland. Dennoch gewinnt sie dem Stoff Neues ab und setzt eigene Akzente.

Namentlich interessiert sie sich für das Schicksal von Sutters in der Schweiz zurückgelassener Ehefrau Anna. Zudem macht sie deutlich, dass Sutter Teil eines Auswandererstroms aus Europa war, der schon vor dem Goldrausch einsetzte. Breiten Raum nimmt denn auch die Schilderung der Durchquerung Amerikas mit Ochsen und Wagen ein.

Natürlich geht Helen Liebendörfer auch auf den Niedergang Neu-Helvetiens ein. Dabei zeigt sie uns Sutter weniger als tragischen Helden denn – und darin folgt sie der Sicht ehemaliger Geschäftspartner Sutters – als einen dem Alkohol zusprechenden Selbstdarsteller, der nicht immer mit beiden Füßen auf dem Boden der ökonomischen Realität stand.

tageswoche.ch/+ec6s5

Helen Liebendörfer: «Hansdampf in allen Gassen. Die Abenteuer von General J. A. Sutter». Historischer Roman, Friedrich Reinhardt Verlag, Basel 2016.

Der Deutschen liebste Insel im Herbst? Wer Hotelburgen und Bumm-Bumm-Strände grosszügig umfährt, kann sich Mallorcas Reizen nur schwer entziehen.

Jenseits der Schinkenstrasse

von Hannes Nüsseler

Ferien auf Malle: «Wahnsinn, warum schickst du mich in die Höhle?», rutscht es mir beim Blick in die Mündung eines Ballermann-Urlaubs spontan heraus. Meine Frau beschwichtigt: So schlimm wird die Insel abseits der touristischen Hotspots schon nicht sein.

So schweben wir also zu Beginn der Herbstferien in Palma ein, passieren die Oktoberfest-Signalisation am Flughafen und setzen uns in ein Mietauto, Kurs auf die Innenstadt, wo wir die erste Übernachtung gebucht haben.

Auf der sechsspurigen Ringstrasse, die exakt dem Verlauf der ehemaligen Stadtmauer folgt, wird uns erstmals bewusst, dass Mallorca tatsächlich mehr als die infame Schinkenstrasse von S'Arenal zu bieten hat. Der Blick von der Dachterrasse des Hotels geht über die Lichter der 400 000 Einwohner zählenden Grossstadt – fast die Hälfte der Bevölkerung der Balearen lebt in Palma.

Da wir aber, wie alle Touristen, das Meer sehen wollen, fahren wir anderntags Richtung Norden, an Olivenhainen und Golfanlagen vorbei: Eine gute Stunde dauert es, die Insel zu durchqueren. Im verschlafenen wirkenden Städtchen Capdepera, das von einer imposanten Festung überragt wird, finden wir Unterkunft in einer ehemaligen Knabenschule, die zu loftartigen Ferienwohnungen umgebaut wurde. Von hier aus dauert es nur wenige Minuten zur malerischen Küste, die ebenfalls fest in deutscher Hand ist: Menükarten und sogar einzelne Verbotsschilder lassen sich auch ohne Spanischkenntnisse lesen.

Da es mit rund 25 Grad noch immer tüchtig warm ist, lockt das türkisfarbene Wasser. Wir kaufen einen Sonnenschirm und wählen eine der etwas abgelegeneren Buchten, die auch zu dieser Jahreszeit noch gut besucht sind. Da kann der Sand noch so fein durch die Zehen rieseln, hier bleibt die Sommerzeit stehen ...

Statistisch gesehen ist der Oktober der regenreichste Monat auf Mallorca, und so gibt uns ein trüber Tag Gelegenheit, die nähere Umgebung zu erkunden. An den Coves del Drac, den Drachenhöhlen bei Porto Cristo, schreckt höchstens die lange Schlange am Eingang ab, die Tropfsteinhöhle selbst ist bezaubernd.



Hier zieht was auf, aber sonst war es sonnig, ehrlich!

FOTO: REBEKKA BASLER

Auch die nördlichste Spitze der Insel, das windumtoste Cap Formentor, lohnt einen Besuch. Hier fällt der Ausläufer des Gebirgszuges der Serra de Tramuntana dramatisch ins Meer ab, der Ausblick von der engen Passstrasse ist atemberaubend. Auf dem Rückweg machen wir in Alcúdia halt, einer wehrhaften Mittelalterstadt, die zum Schlendern lädt.

Von allem und für alle etwas

Den Real Deal in Sachen Flanieren aber erleben wir in Palma, wo wir vor der Rückreise einen Tag verbringen. Die Innenstadt ist weitgehend vom Autoverkehr befreit, und wo es Laufkundschaft gibt, kann von Lädelistern keine Rede sein.

Absteigen

im «Innside Palma Center». Von hier aus lässt sich die Stadt bequem zu Fuss erkunden, und das geschmackvoll eingerichtete Hotel verfügt auch über eine hervorragende Küche.

Abbeissen

in der Bar Coto. In alternativem Ambiente werden hier köstliche Currys und Tapas serviert.

Palma ist mit seinen verwinkelten Gässchen und grosszügigen Alleen, den gelassenen Menschen und seiner metropolitanen Geschäftigkeit schon allein eine Reise nach Mallorca wert. Und wir verfluchen unsere Ignoranz, die uns «Zehn nackte Friseurinnen» in «Ein Bett im Kornfeld» gelegt hat, aber keinen anständigen Reiseführer ins Handgepäck.

Es sei ihm unbegreiflich, warum ausserhalb der Sommersaison nicht mehr Touristen nach Mallorca reisten, sagt der Taxifahrer auf dem Weg zum Flugplatz: Die Temperaturen sinken hier nie unter null Grad. Und: «Es ist doch auch im Winter noch alles da.»

tageswoche.ch/+5vbxw

×

Abtauchen

natürlich im Meer, in der Altstadt von Palma und – wer es unterirdisch, aber mit Stil mag – in den Tropfsteinhöhlen der Coves del Drac.

Abstauben

Pep Lemon. Diese Zitronen-Limonade wird vor Ort frisch hergestellt und erfrischt, ohne dabei die Zunge zu verkleben.

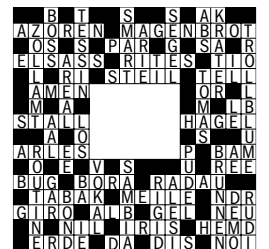
dort ist Netanjahu Premierminister	Zuhause eines Königs	berühmter franz. Weichkäse	ein Jünger Jesu	span. Ferieninsel	Amors griech. Entsprechung	sie gehört zur Familie der Marder	knappe Anmerkung	er denkt nur an sich	die Quelle ist eines				
↻	↘	↻ 7		Gemeinde von Basel-Stadt	↘				↘ 10				
101 als röm. Zahl		irgendwo ruhig liegen	Personalpronomen			kurzes Backup	Top-Level-Domain von Macao	franz.: oder					
		↘		berühmt wegen seines Fells	↘		kl. griech. Insel	↘					
spez. span. Weisswein, den Briten mögen	Doppelvokal		dünnere Aufstrich	↻ 2			Gewohnheit						
er schrieb Basler Geschichte (Peter)	↻ 1		HIER KÖNNTE IHR INSERAT STEHEN					.os. = Apfelsaft	CH-Grossbank				
Gefängnis, salopp und rückwärts	obergängige Biersorte	Fäkalie						er soll seelischen Schmerz lindern	chem. Zeichen f. Chlor				
↻ 9	↘	↘						↻ 8					
er arbeitet manchmal i. Geheimen	diese Trudi war tolle Märchenerzählerin	so in der Art 'ja dann'						so viele Jahre alt ist die TagesWoche	hingebugsvoller Eifer	Auerochse			
↘	↘	↘							Zuruf an ein Pferd				
man kann dazu auch Stelle sagen	Tee, den Briten mögen	↻ 5	Abk. f. Altes Testament	↘	sehr alter Mann	↘	Rehböcke haben eines	er sei die Maske der eigenen Fehler	unge-schriebene Gesetze		total durch den Wind		
↘	↘	wir haben zwei es fährt auf Geleisen	↘				der des Anstosses	↘				Blutgefäss	Abend im Tessin
it.: sieben	↘	↘			höchster germ. Gott	↘					man kann damit auch kochen	↘	↘
↘			franz.: Insel	↘			Abk. f. Omnibusbahnhof	↘			Gruss		
		reiner Alkohol, kurz	↘										
Zugvogel	Kunst, zur Zeit der alten Römer	↘		Schneehaus	↘					dt. für Kellner			↻ 4
Schweizer Kabarettist u. Comedian (Marco)	↻ 6		Ausruf des Verstehens	↻ 3		diese Lions (Eishockey)	↘			eine span. Ära			

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----

Senden Sie eine SMS an die Nummer 343: **TWL Lösungswort, Name und Adresse** (i.- SMS) oder unter www.tageswoche.ch/kreuzwort.
Einsendeschluss: 16.11.2016. Lösungswort der letzten Woche:
PETERSPLATZ



Wir verlosen einen Pro Innerstadt
Gutschein (50 CHF). Gewinnerin:
Stephan Räderstorff



Druck
Mittelland Zeitungsdruck AG,
Aarau
Designkonzept und Schrift
Ludovic Balland, Basel



PATHE KÜCHLIN | FR, 18. NOVEMBER
FILMSTART CA. 21.00 UHR (EDF) | TÜRÖFFNUNG UM 19.00 UHR

Gewinnen Sie Tolle Preise an der grossen Tombola:
 1x Gratisflug mit Turkish Airlines (Freie Wahl des Ziels)
 1x Pathé Cine Deluxe Event für 44 Personen
 1x Signiertes Trikot vom FC Basel
 ... und viele weitere tolle Preise



KLASSISCHE TÖNE ALS SHOWEINLAGEN VON SYLVIE HUMPHRIES (SOPRAN) IN BEGLEITUNG VON RICCARDO BOVINO AM KLAVIER UND DAVIDE VITTONI AM KONTRABASS UND LIVE TANZMUSIK VON DER REGIO SIX JAZZ BAND

EINTRITT DELUXE: (mit Apéro Rich)
99.^{CHF}

EINTRITT REGULÄR:
49.^{CHF}



Tickets an der Kinokasse oder auf: pathe.ch

GREENPEACE

greenpeace.ch/arktis

WAS WIRKLICH ZÄHLT, MERKT MAN ERST, WENN ES NICHT MEHR DA IST.

Wegen des Klimawandels schmilzt das arktische Eis und damit der Lebensraum der Eisbären. Ölkonzerne riskieren mit ihren Bohrplänen zudem eine verheerende Ölpest.

UNTERSTÜTZEN SIE UNS MIT EINER SMS SPENDE:
Bsp. CHF 20.-: «GP ARKTIS 20» an 488 senden

CHF 1.- bis CHF 99.- möglich – Ihre Telefonnummer wird nicht weiter verwendet.



KLEINANZEIGEN

Kontakt: tageswoche.ch/kleinanzeigen

BONECO LUFTBEFEUCHTER

Für Luftreinigung und Befeuchtung, Boneco 2055D digital, mit integriertem Hygrostat und Temperaturanzeige. Funktioniert ohne chem. Zusätze und Filtermatten mit Silverstick.
Neupreis € 329.-, mehr Infos auf folgendem Link.
www.boneco.com

BÜGELMASCHINE/MANGEL VON MIELE, B 859, PREIS VERHANDLUNGS-SACHE

Der hochqualitative Klappbügler von Miele ist ausgestattet mit den neuesten Innovationen, die eine moderne Bügelmaschine zu bieten hat. Neben der soliden Bauweise setzt Miele auf eine Aluminiummulde, um eine schnelle Betriebsbereitschaft zu gewährleisten.

FRISCHE BIO-BAUMNÜSSE UND ÄPFEL

Zurzeit verkaufe ich frische Bio-Baumnüsse: 500g für Fr. 2.50 und Äpfel das Kilo Fr. 1.50.

NACHMIETER GESUCHT: RUHIGE 4,5-ZIMMER.-DACHWOHNUNG IN BINNINGEN KRONENPLATZ

Per 1.12.2016 oder nach Vereinbarung suche ich Nachmieter für diese sehr ruhige und doch zentral gelegene 4,5-Zimmer-Dachwohnung Nähe Kronenplatz in Binningen (Endstation Tram 2).

Die Wohnung verfügt über

- moderne Küche mit Geschirrspüler
- grosses Wohnzimmer
- Badezimmer mit Badewanne, eigene Waschmaschine und Tumbler
- Balkon mit Blick Richtung Süden
- Kellerabteil

JOBS

Kontakt: tageswoche.ch/jobs

SALES MANAGER W/M FÜR INNOVATIVES START-UP

Aufgabenbeschreibung:
Als Teamplayer agierst Du als massgebliche Unterstützung unseres eingespielten Vertriebs- sowie Service-Teams. Du bist zentraler Ansprechpartner des gesamten Kunden-Auftragsmanagements und sprichst je nach Anfrage proaktiv neue Kundenkontakte an. Du bearbeitest selbstständig Anfragen, erstellst und erfasst Angebote bzw. Aufträge in unserem unternehmenseigenen System und koordinierst den Versand von Infomaterial und Angeboten. Auf langfristige Sicht betreust Du Dein eigenes Kundenportfolio

Wir bieten eine attraktive Perspektive:
Du bist beteiligt am weiteren Aufbau eines innovativen Start-ups, mit entsprechender Verantwortung und Entwicklungsmöglichkeiten. Du bist Teil eines sympathischen, jungen Teams.

STUDENTISCHE HILFSKRAFT (STUNDENLOHNBASIS) – MUTTERSPRACHE FRANZÖSISCH

Aufgabenbeschreibung:
Du unterstützt das jacando-Team bei seinen täglichen Arbeiten in den Bereichen Marketing, Technologie sowie Customer Service.
Du erhältst direkt eine vollwertige Aufgabe übertragen, die Deinen Fähigkeiten und Interessengebieten entspricht.

Anforderungsprofil:
Du sprichst Französisch als Muttersprache und bist sicher in der Kommunikation auf Deutsch. Weitere Fremdsprachenkenntnisse sind von Vorteil.
Du hast Interesse an einer studentischen Stelle mit einer Arbeitszeit zwischen 8 Stunden und 16 Stunden je Woche (1–2 Tage je Woche).
Du bist aktuell an einer Universität oder Fachhochschule eingeschrieben.

Du fühlst Dich angesprochen und bist bereit, die Herausforderung anzunehmen? Dann freuen wir uns auf Deine vollständigen Bewerbungsunterlagen.